

Neuere Imperiumsforschung in der Osteuropäischen Geschichte: die Habsburgermonarchie, das Russländische Reich und die Sowjetunion

**Kerstin S. Jobst / Julia Obertreis /
Ricarda Vulpius**

SUMMARY

Kerstin Jobst / Julia Obertreis / Ricarda Vulpius: Research on Empires in the historiography on Eastern Europe

Since the 1990s, research in East European History has been deeply influenced by the concept of empire and reinvigorated by the growing interest in the complexities of the multinational and multi-confessional character of the area. It is the goal of this contribution not only to showcase the recent scholarship on the Habsburg Monarchy, the Russian Autocracy and the Soviet Union as empires, but also to address the most interesting questions that are currently pushing the field in new directions. All three cases reveal that neither the difference between maritime and continental empires, often overemphasized in earlier scholarship, nor the distinction between seemingly “modern” (Western) and “backward” (Eastern) empires can be sustained. The peculiarities of all three empires highlight rather the central question of to what extent these cases were empires at all, and of the development of the relationship between the national and imperial traits of the various states.

I. Einleitung

In diesem Beitrag werden einige wesentliche Aspekte zur Erforschung der ostmittel- und osteuropäischen Imperien, der Habsburgermonarchie und des Russländischen Reichs, der Sowjetunion sowie in Ansätzen des Osmanischen Reichs in vergleichender Perspektive herausgearbeitet.¹ Dies ist ein schwieriges Unterfangen, auch weil diese Gebiete in

1 Das Osmanische Reich wird in diesem Beitrag kursorisch abgehandelt. Dennoch stellt gerade dieses Imperium eine wesentliche Bezugsgröße für einen interimperialen Vergleich dar.

den meisten Forschungseinrichtungen des deutschsprachigen Raums in keinem institutionellen Zusammenhang stehen: Während das Osmanische Reich überwiegend in den orientalistischen Fachbereichen abgehandelt wird, ist die Habsburgermonarchie oftmals im Kontext der so genannten Allgemeinen Geschichte eingebunden. Die häufig als Peripherien bezeichneten, zumeist von Slaven besiedelten Gebiete beider Imperien fallen an deutschen Universitäten hingegen mehr und mehr der Ostmitteleuropäischen bzw. der Südosteuropäischen Geschichte zu. Streng genommen bleiben den Historikerinnen und Historikern der „Osteuropäischen Geschichte“ nur das Russländische Reich bzw. die Sowjetunion als originärer Untersuchungsgegenstand.

Gleichwohl soll hier der Blick auf ganz Ostmittel- und Osteuropa gerichtet werden, da von ihm fruchtbare Erträge für die Erforschung der globalen Phänomene der Imperiumsbildung sowie des Kolonialismus erwartet werden können.² Begriffe wie Imperium und Kolonialismus sind dabei nicht nur in osteuropäischen Kontexten immer wieder Gegenstand der Diskussion. Jürgen Osterhammel definiert Imperium als einen „großräumige(n), hierarchisch geordnete(n) Herrschaftsverband polyethnischen und multireligiösen Charakters, dessen Kohärenz durch Gewaltandrohung, Verwaltung, indigene Kollaboration sowie die universalistische Programmatik und Symbolik einer imperialen Elite (zumeist mit monarchischer Spitze) gewährleistet wird, nicht aber durch gesellschaftliche und politische Homogenisierung und die Idee allgemeiner Staatsbürgerschaft.“³ Während hier also eine vom Territorium ausgehende Definition vorliegt, wird Kolonialismus von Osterhammel über Herrschaftsbeziehungen definiert.⁴ Die historische Imperiums-Forschung, so verschieden ihre Ansätze auch sind, untersucht neben diesen vor allem die Prozesse der Expansion und Integration, Verwaltung und Bürokratie, wirtschaftliche Verflechtungen, imperiale Ideologien und Identitäten.⁵ In der Kolonialismusforschung und den (*post-*)*colonial studies* dominieren hingegen Aspekte der Herrschaftsbeziehungen mit ihrer „ausbeuterischen“ Seite, die Betonung der eigenen „kulturellen Höherwertigkeit“ der Kolonisierenden und der (nicht nur friedlichen) „Begegnung“ zwischen Vertretern des Zentrums und der Peripherie. Hat die Imperiumsforschung letztlich das gesamte Gefüge mit seinem Zentrum im Blick, auch wenn sie im

2 Dieser Ansatz ist hier und da kritisiert worden, zuletzt wenig überzeugend von den Herausgebern der Zeitschrift „Ab Imperio“. Vgl. hierzu die Einleitung von I. V. Gerasimov u. a. (Hrsg.), *Novaja Imperskaja Istorija Postsovetskogo Prostranstva. Sbornik statej* [Neue Imperialgeschichte des postsowjetischen Raums. Eine Aufsatzsammlung], Kazan' 2004 (Biblioteka žurnala „Ab imperio“), S. 7-29, hier S. 24-26.

3 J. Osterhammel, *Europamodelle und imperiale Kontexte*, in: *Journal of Modern European History*, 2 (2004), H. 2, S. 157-182, hier S. 172.

4 „Kolonialismus ist eine Herrschaftsbeziehung zwischen Kollektiven, bei welcher die fundamentalen Entscheidungen über die Lebensführung der Kolonisierten durch eine kulturell andersartige und kaum anpassungswillige Minderheit von Kolonialherren unter vorrangiger Berücksichtigung externer Interessen getroffen und tatsächlich durchgesetzt werden. Damit verbinden sich in der Neuzeit in der Regel sendungsideologische Rechtfertigungsdoktrinen, die auf der Überzeugung der Kolonialherren von ihrer eigenen kulturellen Höherwertigkeit beruhen.“ Ders., *Kolonialismus. Geschichte – Formen – Folgen*, München 42003, S. 21.

5 Einen Überblick der zur Zeit produktivsten Ansätze in der Forschung zum 20. Jahrhundert bietet Ders., *Imperien im 20. Jahrhundert: Eine Einführung*, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History*, Online-Ausgabe, 3 (2006), H. 1, URL: <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Osterhammel-1-2006>, hier 3-4.

Einzelnen nur einen kleinen Ausschnitt daraus untersucht, geht Kolonialismusforschung häufig von einer oder mehreren konkreten Peripherien aus, deren Perspektive sie einnimmt und deren Verhältnis zum Zentrum sie thematisiert.⁶

Obwohl hier eine Lanze für die vergleichende Erforschung von Imperien gebrochen wird, sollten die Schwierigkeiten komparativer Imperiumsforschung nicht unterschätzt werden.⁷ Damit sind nicht nur die Parameter eines interimperialen Vergleichs gemeint. Nach dem fast völligen Verschwinden der Spezies der Universalhistoriker stellt sich vor allem auch das Problem, die jeweiligen wissenschaftlichen Diskurse zu den einzelnen Großreichen auch nur im Ansatz verarbeiten zu können. Schon deshalb wirken zu dem Thema vorliegende Sammelbände in ihrer Herangehensweise zuweilen inkonsistent⁸, obwohl einige überzeugende Leistungen vorliegen.⁹ Das Problem erscheint dennoch lösbar, sofern geeignete Vergleichsobjekte gewählt und die Untersuchungsebenen sorgfältig festgelegt werden.¹⁰

II. Zur (vermeintlichen) Differenz zwischen Land- und Seereichen

Häufig wurde in der älteren Imperiumsforschung zwischen „Landtretern“, zu denen auch die hier behandelten Reiche zählen, und „Seeschäumern“ unterschieden, wobei lange davon ausgegangen wurde, dass erstere „rückständig“ gewesen seien.¹¹ Die Differenzen waren vielfach jedoch geringer als es auf den ersten Blick scheint. In vieler Hinsicht können die ost- und ostmitteleuropäischen Großreiche nämlich durchaus als moderne Imperien gelten – etwa hinsichtlich der Transformationen durch (partielle) Industrialisierung, der weitreichenden Modernisierungsbemühungen sowie – und vor allen Dingen – des imperialen Bewusstseins ihrer Eliten.

Hinzu kommt, dass auch die hier zu behandelnden multiethnischen und multireligiösen „Landtreter“ sich zeitweilig und nicht erfolglos um den Aufbau einer Flotte bemüht haben. Das Flottenbauprogramm Peters I. ist nicht nur eng mit der Gründung von Sankt Petersburg verbunden, sondern auch mit der viel zitierten „Öffnung Russlands nach Westen“. Die Habsburgermonarchie verfügte nicht nur über eine Flotte, sondern mit Admiral Wilhelm Freiherr von Tegetthoff sogar über einen veritablen Seehelden, und mit Lissa 1866 verbindet sich die Erinnerung an eine wahrhaftig gewonnene Seeschlacht der kaiserlich-königlichen Marine. Zudem verzichteten die Reiche nicht vollständig auf

6 In der konkreten Forschung vermischen sich indes die Perspektiven häufig.

7 Vgl. hierzu auch den Beitrag von Jürgen Osterhammel in diesem Band.

8 Darauf hat zuletzt M. Reinkowski, *Das Osmanische Reich – ein antikoloniales Imperium?*, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History*, Online-Ausgabe 3 (2006), H. 1, URL: <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Reinkowski-1-2006>, hingewiesen.

9 Vgl. z. B. D. Lieven, *Empire. The Russian Empire and its Rivals*, London/New Haven 2001.

10 Das von Ulrike von Hirschhausen und Jörn Leonhard an der Universität Hamburg initiierte Projekt eines Vergleichs zwischen Großbritannien, Russland, dem Osmanischen Reich sowie Österreich-Ungarn weist in diese Richtung.

11 Diese Begriffe gehen auf C. Schmitt, *Land und Meer*, Stuttgart 1993³ (erstmalig erschienen 1944) zurück.

wirtschaftliches und militärisches Engagement in Übersee: Rußland besaß mit Alaska zwischen 1741 und 1867 ein überseeisches Territorium, welches seit dem Ende des 18. Jahrhundert auch zu einer Siedlungskolonie wurde. Überdies versuchte man zeitweise, in Kalifornien und auf Hawaii Fuß zu fassen.¹² Ebenso hatte die Habsburgermonarchie seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts fast vergessene koloniale Ambitionen. Das territoriale Ausgreifen – ob nun überseeisch oder nicht – der östlichen Imperien vollzog sich zudem etwa zeitgleich mit dem der „Seeschäumer“.

Die Reiche der „Landtreter“ gelten mit dem Verweis auf die Imperien der Antike als Herrschaftskonglomerate älteren Typs und somit unter den Bedingungen der Neuzeit als weniger modern. Zeitgenossen und Historiographen hielten das Russländische Reich, das Osmanische Reich und auch die Habsburgermonarchie für „rückständig“ bzw. „relativ rückständig“. Bei dieser Bewertung ging es nicht allein um die nicht zu übersehenden Unterschiede auf dem Gebiet der industriellen und technischen Entwicklung, sondern auch um die seit der Aufklärung fest im europäischen Denken verwurzelte Auffassung eines von Westen nach Osten bzw. Südosten abnehmenden Zivilisationsgefälles.¹³ Im Hinblick auf das Osmanische Reich kam gleichsam verschärfend die religiöse Differenz hinzu. Eng mit dem Rückständigkeitsparadigma war die Auffassung verbunden, dass die vielfältigen Reformversuche, die seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert von den Regierungen der einzelnen Imperien in Angriff genommen worden waren, destabilisierend gewirkt hätten: Sie kamen, so die Urteile, „zu früh“ (so z. B. die Bewertung der Josephinischen Reformen in der Habsburgermonarchie der 1780er Jahre), „zu spät“ (etwa die Wahlreform in Cisleithanien 1906/1907), seien „zu spät und unzureichend“ gewesen (Teile der Großen Reformen der 1860er Jahre im Russländischen Reich oder die Einführung der Duma nach der Revolution von 1905), seien alles in allem „ungenügend“ (die 1839 beginnende „Tanzimat“-Periode im Osmanischen Reich)¹⁴ oder aber bereits im

12 K. Solovjova, *The Fur Rush. Essays and Documents on the History of Alaska at the End of the Eighteenth Century*, Anchorage 2002; A. A. Znamenski, *Shamanism and Christianity. Native Encounters with Russian Orthodox Missions in Siberia and Alaska 1820–1917*, Westport, Conn. (u. a.) 1999; A. I. Alekseev, *Osvoenie russkimi ljud'mi Dal'nego Vostoka i Russkoj Ameriki do konca XIX veka* [Die Aneignung des Fernen Ostens und des russischen Amerikas durch russische Menschen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts], Moskva 1982; P. R. Mills, *Hawaii's Russian Adventure. A New Look at Old History*, Honolulu 2002; A. A. Istomin (Hrsg.), *Rossija v Kalifornii. Russkie dokumenty o kolonii Rossii i rossijsko-kalifornijskich svjazjach 1803–1850* [Russland in Kalifornien. Russische Dokumente über die russische Kolonie und die russländisch-kalifornischen Beziehungen 1830–1850], 2 Bde., Moskva o. J.

13 Vgl. hierzu L. Wolff, *Inventing Eastern Europe. The Map of Civilization in the Mind of the Enlightenment*, Stanford 1994.

14 Reinkowski, *Das Osmanische Reich* (wie Anm. 8), S. 5, relativiert diese Auffassungen. Er nennt die Tanzimat einen Versuch, einen zentralisierten und vereinheitlichten Staat aufzubauen. Dies führte zu einer größeren wirtschaftlichen, politischen und militärischen Leistungsfähigkeit, ohne dass das Osmanische Reich den Anschluß an Europa geschafft hätte. Vgl. auch Ders., *Die Dinge der Ordnung. Eine vergleichende Untersuchung über die osmanische Reformpolitik im 19. Jahrhundert*, München 2005, S. 29. Die Tanzimat-Periode wird im Zusammenhang mit der Transformation europäischer Einflüsse im Osmanischen Reich gesehen. Die Frage beispielsweise, ob diese „eine reine Nachahmung oder doch eine (...) Anverwandlung europäischer Politikkonzeption“ gewesen sei, ist zentral für die Verortung zwischen den vermeintlichen Dichotomien Europa und Asien. Vgl. hierzu auch A. Cyrakman, *From the „Terror of the World“ to the „Sick Man of Europe“. European Images of Ottoman Empire and Society from the Sixteenth Century to the Nineteenth*, New York 2002.

Ansatz „verfehlt“ gewesen (zu nennen ist hier z. B. der österreich-ungarische Ausgleich von 1867). Dass diese und andere Reformversuche in ihrer Zeit auch begrenzt modernisierend und stabilisierend gewirkt haben mochten, blieb hingegen oft unerwähnt. Das *ex post* gefällte harsche Urteil, dass diese Imperien deshalb untergehen „mussten“, wurde in den letzten Jahren partiell revidiert.¹⁵ Heute steht die Frage im Mittelpunkt, warum ihnen dennoch eine so lange Lebensdauer beschieden war und welchen Anteil der Erste Weltkrieg an ihrem Untergang hatte. Es geht nicht mehr allein um den Aufstieg und den Zerfall multinationaler Großreiche, sondern um die Frage, „why did the Empire last so long?“¹⁶

Eine weitere Gemeinsamkeit der vier Landimperien besteht in den seit dem 18. Jahrhundert unternommenen Versuchen einer kulturellen Standortbestimmung. Ein Teil der russischen, sowjetischen sowie der osmanischen Eliten deutete die kulturelle Differenz zwischen dem als rückständig bezeichneten Eigenen und dem vermeintlich fortschrittlichen Fremden im Westen als kulturelle Asymmetrie. Man versuchte, das eigene Imperium in Europa oder Asien oder zwischen Europa und Asien zu verorten. Dabei wird der ideologische Konstruktcharakter geographischer Entitäten deutlich, zu bedenken ist überdies der Hinweis Jürgen Osterhammels, dass selbst die so genannten europäischen Imperien weder einheitlich noch europäisch fühlten.¹⁷

Für die Habsburgermonarchie schließlich ging es um eine nicht minder wichtige Art der Verortung: Seit 1848 stand die Frage auf der politischen Agenda, ob es sich bei der Monarchie um eine „westliche“ respektive „deutsche“ oder eine „östliche“ Macht handele. Immer wieder wurde in den entsprechenden politischen Kreisen wie unter den Deutschnationalen diskutiert, ob man sich nicht einiger slavischer Gebiete wie dem Königreich Galizien und Lodomerien entledigen solle, um eine eindeutige deutsche Mehrheit im westlichen Reichsteil herzustellen. Die das europäische Gleichgewicht so nachhaltig schwächende Okkupation Bosnien-Herzegowinas wurde zudem von einigen einflussreichen Gruppen der Monarchie abgelehnt. Sie stellten die auch heute wieder aktuelle Frage nach der Gefahr eines *overstretching of the Empire*.¹⁸

Als einziger wesentlicher Aspekt, der zu Recht zur Unterscheidung zwischen Land- und Seereichen herangezogen wird, bleiben die Abgrenzungsversuche zwischen Nationalstaat und Imperium. Zwar handelt es sich um eine Abgrenzung, die von der neueren

15 Vgl. hierzu u. a. F. Adanir / S. Faroqi (Hrsg.), *The Ottomans and the Balkans. A Discussion of Historiography*, Leiden / Boston / Köln 2002 (*The Ottoman Empire and its Heritage*, 25).

16 P. Kennedy, *Why Did the British Empire Last so Long?*, in: Ders., *Strategy and Diplomacy 1870–1945. Eight Studies*, London 1983, S. 199–218.

17 Vgl. hierzu den Beitrag von Jürgen Osterhammel in diesem Band.

18 Vgl. hierzu M. Koller, *Bosnien und Herzegowina im Spannungsfeld von „Europa“ und „Außereuropa“*. Der Aufstand in der Herzegowina, Südbosnien und Süddalmatien 1881–1882, in: *Grenzregionen der Habsburgermonarchie im 18. und 19. Jahrhundert. Ihre Bedeutung und Funktion aus der Perspektive Wiens*, hrsg. von H.-Ch. Maner, Münster 2005 (*Mainzer Beiträge zur Geschichte Osteuropas*, 1), S. 197–216, hier S. 199 f. Die von den Militärs und Teilen der Wirtschaft betriebene Annexion wurde z. B. von ungarischen Politikern aus Angst vor der Erhöhung des Slavenanteils an der Gesamtbevölkerung abgelehnt. Deutsch-liberale Kreise argumentierten ebenfalls dagegen, da sie von einer mangelnden Kulturfähigkeit des Okkupationsgebiets ausgingen.

Imperiumsforschung weniger streng vorgenommen wird als noch vor einigen Jahren. Dennoch spielte diese Frage in allen hier zu betrachtenden Imperien eine Rolle. Freilich unterschieden sich die Trägerschichten innerhalb der untersuchten Imperien: Während im Russländischen und im Osmanischen Reich der Diskurs zur Abgrenzung von Imperium und Nationalstaat lange Zeit ausschließlich von gut ausgebildeten Eliten geführt wurde, hatte nationales Gedankengut in der Habsburgermonarchie bereits gegen Ende des 19. Jahrhunderts die „Massen“ erreicht, selbst in einigen vom mitteleuropäischen Entwicklungsstand abgekoppelten Peripherien.¹⁹ In der Sowjetunion brachte die ambivalente kommunistische Politik Nationsbildung und nationales Bewusstsein zum Teil erst hervor; die sehr spezielle Nationsbildung der Russen war weiterhin mit dem imperialen Hintergrund verquickt.

III. Die Habsburgermonarchie

Die Habsburgermonarchie unterscheidet sich in einem Punkt deutlich von den anderen hier zu betrachtenden „Imperien des Ostens“: Sie galt, nachdem das in der Zwischenkriegszeit insbesondere in den nichtdeutschen Nachfolgestaaten aufgestellte Paradigma des österreich-ungarischen „Völkerkerkers“ erst überwunden war, im imperialen Vergleich als das „gute“ Imperium. Unterstützt von einer teilweise schwärmerisch-nostalgischen Belletristik entstand der durch die Arbeit Claudio Magris' sprichwörtlich gewordene „habsburgische Mythos“²⁰ und damit mit den Worten Robert Musils das Bild eines Staates, „der in so vielem ohne Anerkennung vorbildlich gewesen ist.“²¹ Zugleich – und scheinbar im Widerspruch dazu – war es das Reich, in dem sich die größte nationale Sprengkraft entwickelt hatte. An deren Folgen, so die lange vorherrschende These, sei die Monarchie unvermeidlich zerbrochen. Mittlerweile rücken monokausale Erklärungsmuster für das Ende dieses multiethnischen Großreiches in den Hintergrund – erst in der Kombination mit dem „großen Krieg“ (d. h. mit dem Ersten Weltkrieg) sei es auseinander gefallen.²² Lange dominierten nationale Meistererzählungen die historischen Wissenschaften, so dass es nicht verwundert, dass Literatur zur Nationalitätenfrage in der

19 Im Osmanischen Reich erfolgten die Abgrenzungsversuche der Metropole zwischen Nationalstaat und Imperium entlang der Linie der konkurrierenden Identitätskonstruktionen „muslimisch“, „osmanisch“, oder aber „türkisch“, auch in der Auseinandersetzung mit dem europäischen Modell. Vgl. hierzu B. C. Fortna, *The Imperial Classroom. Islam, the State, and Education in the Late Ottoman Empire*, Oxford/New York 2002. Der Autor kommt darin zu dem Ergebnis, dass ein von europäischen Einflüssen geprägtes Erziehungswesen allmählich osmanischer und muslimischer wurde. Vgl. auch E. Kürsat, *Der Verwestlichungsprozeß des Osmanischen Reiches. Zur Komplementarität von Staatsbildungs- und Intellektualisierungsprozessen*, 2 Bde., Hannover 2003.

20 C. Magris, *Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur*, Salzburg 1966. Dieser literarische Mythos beschränkte sich keineswegs allein auf die Metropolen, sondern schloss auch die Peripherien z. T. ein. Vgl. hierzu z. B. K. S. Jobst, *Der Mythos des Miteinander. Galizien in Literatur und Geschichte*, Hamburg 1998 (Die Ostreihe N.F., 8).

21 R. Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften*, Reinbek bei Hamburg 1978, S. 32.

22 Bereits wenige Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurde diese These von A. J. May, *The Hapsburg Monarchy 1867–1914*, Cambridge, MA 1951, formuliert.

Habsburgermonarchie Legion ist.²³ Darin wurde das Krisenmoment häufig überbetont und die Geschichte Österreich-Ungarns damit einseitig zur Konfliktgeschichte. Inzwischen wird von einem nicht unerheblichen Modernisierungspotenzial des Vielvölkerreichs ausgegangen.²⁴ Im Vergleich mit den von der Forschung so eindringlich beschriebenen nationalisierten Massenbewegungen gerieten die bereits Anfang der 1960er Jahre vom Doyen der Historiker der Habsburgermonarchie, Robert A. Kann, untersuchten zahlreichen Reichsreformpläne allerdings aus dem Blick.²⁵ Deren Schöpfer entstammten dem ganzen politischen Spektrum von „links“ bis „rechts“ und sowohl „historischen“ als auch „geschichtslosen“ Nationalitäten.²⁶ Dies ist ein Indiz dafür, dass die Bewahrung des Imperiums durchaus auf der Agenda vieler Zeitgenossen stand. Einen neuen Akzent setzt indes die Frage, inwieweit es sich bei diesem Staatswesen im Verlauf des langen 19. Jahrhunderts überhaupt noch um ein Imperium gehandelt hat. Abseits des diffus reklamierten imperialen Selbstverständnisses, welches sich vornehmlich auf der Ebene der Repräsentation zeigte, so eine These, könne von imperialer Politik nur mehr partiell gesprochen werden.²⁷ Doch gerade die Repräsentationsebene erscheint bei der Bewertung der Frage, wie imperial die Monarchie tatsächlich war, von eminenter Bedeutung, wie z. B. Richard Wortman am Beispiel des Zarenreichs gezeigt hat.²⁸ Sie setzt zudem ein imperiales Selbstbewusstsein der Eliten einerseits und andererseits die Mittel zur Durchsetzung der imperialen Inszenierung voraus. Damit einher geht der Versuch

- 23 Ein Mitglied dieses Autorinnen-Kollektivs kann sich davon nicht ausnehmen: Vgl. K. S. Jobst, Zwischen Internationalismus und Nationalismus: Die polnische und die ukrainische Sozialdemokratie in Galizien von 1890 bis 1914. Ein Beitrag zur Nationalitätenfrage im Habsburgerreich, Hamburg 1996 (Hamburger Veröffentlichungen zur Geschichte Mittel- und Osteuropas, 2).
- 24 Vgl. hierzu im Überblick G. B. Cohen, Neither Absolutism nor Anarchy. New Narratives on Society and Government in Late Imperial Austria, in: *Austrian History Yearbook* 29 (1998), Teil 1, S. 37-61.
- 25 R. A. Kann, *Das Nationalitätenproblem der Habsburgermonarchie*, 2 Bde., Graz/Köln 1964. Seit einiger Zeit sind auch durch das zunehmende Interesse an der transnationalen Perspektive Ansätze supraethnischer Identitätskonstruktionen wieder stärker vertreten. Vgl. z. B. I. Reifowitz, *Imagining an Austrian Nation*. Joseph Samuel Bloch and the Search for a Supraethnic Austrian Identity 1846–1918, Columbia 2003 (East European Monographs); K. S. Jobst, „Ein Ukrainer polnischer Kultur“: Mykola Hankevyč (1869–1931) und die Sozialdemokratie Galiziens vor dem Ersten Weltkrieg. Zur Problematik des „nationalen Außenseiters“, in: *Identitätenwandel und nationale Mobilisierung in Regionen ethnischer Diversität. Ein regionaler Vergleich zwischen Westpreußen und Galizien am Ende des 19. Jahrhunderts und Anfang des 20. Jahrhunderts*, hrsg. von M. Müller und R. Schattkowsky, Marburg 2004, S. 89-111.
- 26 Diese auf Engels zurückgehende Terminologie wurde bereits von Austromarxisten wie Otto Bauer vom Ruch der Minderwertigkeit befreit und z. B. von Miroslav Hroch als Analyse-kategorie weiterentwickelt. Vgl. M. Hroch, *Die Vorkämpfer der nationalen Bewegung bei den kleinen Völkern Europas. Eine vergleichende Analyse zur gesellschaftlichen Schichtung der patriotischen Gruppen*, Praha 1968.
- 27 So eine diskussionswürdige These Peter Haslingers (Marburg/Gießen) auf der Tagung „Multiethnische Großreiche im langen 19. Jahrhundert. Großbritannien, Habsburg, Russland und Osmanisches Reich im Vergleich“ im Februar 2007 in Hamburg. Vgl. den Tagungsbericht von R. Vulpius, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1492> (eingesehen am 24. April 2007).
- 28 R. S. Wortman, *Scenarios of Power. Myth and Ceremony in Russian Monarchy*. Bd. I (From Peter the Great to the Death of Nicholas I), Princeton 1995 und Bd. II (From Alexander II to the Abdication of Nicholas II), Princeton 2000. Dass das Herrscherhaus auf der performativen Ebene seine imperialen Ansprüche auch noch bis in das zwanzigste Jahrhundert hinein aufrecht erhielt, wurde unlängst wieder betont: Vgl. D. L. Unowsky, *The Pomp and Politics of Patriotism. Imperial Celebrations in Habsburg Austria 1848–1916*. Foreword by G. C. Cohen, West Lafayette 2005 (Central European Studies).

einer Reduktion konkurrierender Symbolsysteme, welche historisch gewachsen waren und im Verlauf des 19. Jahrhunderts national überformt wurden. Die Homogenisierung mittels imperialer performativer Formungen muss insofern als klassische imperiale Praxis gelten, als dass „autochthone kulturelle Strukturen überrollt werden.“²⁹ In Zeiten des *nation-building* und zunehmender nationaler Streitigkeiten ließ die Homogenisierungspolitik der Zentrale das Bewusstsein für die Differenz zwischen den Metropolen und den Peripherien, der Staatsmacht und den Regionen aber genauso anwachsen wie die Aktivitäten der zunehmend ehrgeizigeren nationalen Unternehmer. Inwieweit jenseits dieses Feldes von imperialer Repräsentation und Inszenierung Österreich-Ungarn ein modernes Imperium war, wird die Forschung noch auf Jahre beschäftigen.

Gegenwärtig spricht einiges für die Charakterisierung der Monarchie als „quasi-kolonialer Herrschaftskomplex“³⁰, und dies aus mehreren Gründen. Erstens wurden bislang staatliche Politik und die Perzeption des existenten Vielvölkerreichs einerseits und die kolonialen Pläne und Phantasien über ein gedachtes, noch zu kreierendes Überseeimperium andererseits nicht in einen Zusammenhang gebracht. Zweitens widerspricht eine vielfach tolerante Politik gegenüber den Nationalitäten und Konfessionsgruppen und Religionen auch im Vergleich mit dem Zarenreich keineswegs der These, dass es sich bei der Monarchie um ein „wirkliches“ Imperium gehandelt habe, genauso wenig wie der – *nolens volens* – Verzicht auf überseeische Kolonien. Kolonialismus bezeichnet nämlich drittens nicht allein ein Herrschaftsverhältnis, es ist auch ein „Raumverhältnis, ein Bündel pragmatischer wie symbolischer Beziehungen zwischen einem Kollektiv und einem bestimmten Territorium sowie zwischen diesem und der Welt.“³¹

Hinzu kommt ein weiterer Faktor: Wenn man das Imperium nicht nur in seinen ökonomischen und politischen, sondern auch in seinen kulturellen Ausprägungen untersucht, wie es die neue Imperiumsforschung verlangt, so ist festzustellen, dass in der zur Weltgeltung gelangten Literatur der deutschsprachigen österreichischen Moderne spezifische historische Versionen eines symbolisch kodierten Umgangs mit dem eigenen Fremden innerhalb der Monarchie eine große Rolle gespielt haben.³² Zukünftige Untersuchungen zur Perzeption des Imperiums bei den gesellschaftlichen und politischen Eliten könnten und müssten hier ansetzen. Hinsichtlich der Persistenz orientalistischer Stereotype und eines spezifisch österreich-ungarischen „Grenzlandorientalismus“ liegen bereits erste Ergebnisse aus ethnologischer Sicht vor.³³ Dennoch lässt sich auf der diskursiven Ebene die

29 J. Feichtinger, Vorwort, in: Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis, hrsg. von J. Feichtinger, U. Prutsch und M. Csáky, Innsbruck u. a. 2003 (Gedächtnis-Erinnerung-Identität, 2), S. 13-31, hier S. 14.

30 W. Müller-Funk, Kakanien revisited. Über das Verhältnis von Herrschaft und Kultur, in: Kakanien revisited. Das Eigene und das Fremde in der österreich-ungarischen Monarchie, hrsg. von W. Müller-Funk, P. Plener und C. Ruthner, Tübingen/Basel 2002, S. 14-32, hier S. 18 f.

31 A. Honold, Kakanien kolonial. Auf der Suche nach Welt-Österreich, in: Ebd., S. 104-120, hier S. 105.

32 So der Titel des von Peter Plener und Wolfgang Müller-Funk geleiteten literaturwissenschaftlichen Projekts „Herrschaft, ethnische Differenzierung und Literarizität in Österreich-Ungarn 1867–1998“.

33 Vgl. A. Gingrich, Frontier Myths of Orientalism. The Muslim World in Public and Popular Cultures of Central Europe, in: Mediterranean Ethnological Summerschool (MESS), Bd. 2, Ljubljana 1996, S. 99-127 sowie Ders., Öster-

Frage, ob die Habsburgermonarchie „am Ende“ noch ein Imperium war, nicht eindeutig beantworten: Ein Ergebnis des interdisziplinären Sammelbandes „Habsburg postcolonial“ ist es z. B., dass von einem einheitlichen Kolonisierungsdiskurs innerhalb der Monarchie vor allem in Bezug auf Bosnien-Herzegowina zu sprechen ist;³⁴ ob dies nicht auch für das „Armenhaus Europas“, den östlichen Teil des Kronlands Galizien mit seiner als rückständig ausgemachten *stetl*-Kultur und seinen persistenten feudalen Strukturen gilt, steht zu fragen. Von der Existenz eines innerhabsburgischen Mikrokolonialismus, d. h. eines nicht nur von Funktionsträgern aus der Metropole verschiedener nationaler Herkunft getragenen Überlegenheitsgefühls gegenüber anderen ethnischen und sozialen Gruppen, ist in jedem Fall auszugehen.³⁵ Für Böhmen stellt Robert Luft etwa fest, dass dieses Gebiet weder ökonomisch noch kulturell als innere Kolonie zu gelten, der tschechische Nationalismus aber durchaus seine eigene Zivilisierungsmission entwickelt habe: Ein expansiver tschechischer Nationalismus zeigte sich gegenüber anderen Slaven in der Überzeugung eigener kultureller Überlegenheit als kolonial sendungsbewusst.³⁶ Auch in der Habsburgermonarchie gab es überdies die *men on the spot*, die Beamten, Militärs und Unternehmer aus den entwickelten Metropolen, deren Wirken in den Peripherien im Hinblick auf mikrokolonialistische Erscheinungen auf interimperialer Ebene untersucht werden sollte. Sogar das Verhältnis zwischen der Zentrale, welche die Leitlinien für den Umgang mit den Peripherien festlegte, und ihren Randgebieten ist noch nicht abschließend ausgelotet worden. Allerdings liegen hier bereits Ansätze vor, welche in komparatistischer Hinsicht nutzbar gemacht werden können. Fest steht, dass die Habsburgermonarchie entgegen der verbreiteten Vorstellung einer primär auf Homogenisierung gerichteten Politik in den verschiedenen Gebieten durchaus flexibel agierte.³⁷ Denn den Zentralisierungsbestrebungen Josephs II. zum Trotz blieb die Monarchie „eine *monarchia composita*“.³⁸ Nicht nur die Dauerhaftigkeit ständischer Relikte, sondern auch

reichische Identitäten und Orientbilder. Eine ethnologische Kritik, in: Wir und die Anderen. Islam, Literatur und Migration, hrsg. von W. Dostal, H. A. Niederle und K. R. Wernhart, Wien 1999 (Wiener Beiträge zur Ethnologie und Anthropologie, 9), S. 29-34.

- 34 P. Stachel, Der koloniale Blick auf Bosnien-Herzegowina in der ethnographischen Populärliteratur der Habsburgermonarchie, in: Feichtinger u. a., Habsburg postcolonial (wie Anm. 29), S. 259-276, hier S. 261. Für eine Ausdehnung dieser These auf den so genannten Balkan als eher ideologische denn geographische Entität plädiert nicht allein M. N. Todorova, *Imagining the Balkans*, Oxford 1997. Auch in der schon älteren Arbeit von M. Golczewski, *Der Balkan in deutschen und österreichischen Reise- und Erlebnisberichten*, Wiesbaden 1981, ist diese Sicht angelegt.
- 35 S. Simonek, Möglichkeiten und Grenzen postkolonialistischer Literaturtheorie aus slawistischer Sicht, in: Feichtinger u. a., Habsburg postcolonial (wie Anm. 29), S. 129-140, hier S. 130 f., versteht unter Mikrokolonialismus, dass kolonialisierende Impulse nicht allein von deutsch-österreichischer bzw. ungarischer Seite ausgingen, sondern gleichsam von anderen Nationalitäten.
- 36 R. Luft, Machtansprüche und kulturelle Muster nichtperipherer Regionen. Die Kernlande Böhmen, Mähren und Schlesien in der späten Habsburgermonarchie, in: ebd., S. 165-188, hier S. 179.
- 37 So etwa in dem bereits genannten Sammelband Maner, Grenzregionen (wie Anm. 18).
- 38 G. Stourzh, Länderautonomie und Gesamtstaat in Österreich 1848-1918, in: Bericht über den 19. österreichischen Historikertag, hrsg. vom Verband Österreichischer Historiker und Geschichtsvereine, Graz 18. bis 23. Mai 1992, Graz 1993, S. 38-59, hier S. 39.

die Festschreibung der ungleichen Behandlung einzelner Gruppen bedeuteten im Zeitalter des Nationalismus mithin eine schwere Hypothek für die Zukunft des Reiches.

Die in diesem Beitrag zugrunde gelegte Imperien-Definition Jürgen Osterhammels rekurriert auf die „abgestuften Berechtigungen“ verschiedener Gruppen und Territorien auf den Gebieten des Gesetzes, der politischen Partizipation und des Kultus. Auf der Ebene gesetzlicher Normen scheint die Charakterisierung der Habsburgermonarchie als Imperium seit der Mitte des 19. Jahrhunderts auf den ersten Blick schwer zu fallen: Seit dem Revolutionsjahr 1848 wurde in verschiedenen Rechtsakten die Gleichberechtigung der Nationalitäten und ihrer Sprachen garantiert.³⁹ Im Paragraph XIX des „Staatsgrundgesetzes über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger für die im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder“, der Dezemberverfassung von 1867, wurde schließlich abermals die Gleichberechtigung und ein „unverletzliches Recht auf Wahrung und Pflege“ der Nationalität und Sprache festgeschrieben.⁴⁰ „Abgestufte Berechtigungen“ sind auf der Ebene des Verfassungstextes nicht zu erkennen, wohl aber in der praktischen Ausführung, bei der sich von Anbeginn erhebliche Probleme ergaben. Geschichtswissenschaftlich wurden die Probleme in der Umsetzung des Artikels XIX wiederholt aufgearbeitet⁴¹: Insbesondere die Regelung der äußeren Dienstsprache bei Landesbehörden sowie die Bestimmung darüber, welche Sprachen als landesüblich zu gelten hatten, beschäftigten das 1869 geschaffene Reichsgericht bzw. den 1876 bestellten Verwaltungsgerichtshof immer wieder. *In praxi* konnten zumal auf der Ebene der Kronländer Verletzungen des Gleichberechtigungspostulats verzeichnet werden; so in Galizien, wo die Zentrale der politisch gewünschten polnischen Dominanz zu Lasten der ukrainischen Bevölkerung zumeist wenig entgegengesetzte. Die auf vielen Gebieten zu verzeichnende Benachteiligung der Ukrainer durch die polnische Administration wurde auch mit deren vermeintlicher kultureller Rückständigkeit begründet.⁴²

39 Den Anfang machte die Böhmisches Charta vom 8. April 1848, in der die Gleichberechtigung der deutschen und der tschechischen Sprache auf dem Gebiet der Verwaltung und des Unterrichts postuliert wurde. Auch die Pillersdorfsche Verfassung (25. April 1848) garantierte „[a]llen Volksstämmen [...] die Unverletzlichkeit ihrer Nationalität und Sprache“. Vgl. den Text in E. Bernatzik, Die österreichischen Verfassungsgesetze mit Erläuterungen, Wien 1911², hier S. 104. Bis zum Beginn des Neoabsolutismus unter der Regierung Bach 1852 gehörten Bekenntnisse zur Gleichberechtigung der Nationalitäten zum Repertoire der staatlichen Seite.

40 Vgl. den vollständigen Text Ebd., Artikel XIX, Abs. 1-3, S. 426 f.

41 Immer noch maßgebend ist K. G. Hugelmann, Das Nationalitätenrecht nach der Verfassung von 1867. Der Kampf um ihre Geltung, Auslegung und Fortbildung, in: Das Nationalitätenrecht des alten Österreich, hrsg. von K. G. Hugelmann, Wien/Leipzig 1934.

42 Auf eine Betrachtung des transleithanischen Pendant in Form des § 1/GA XLIV wird hier verzichtet. Grundsätzlich wurde von der Existenz einer unteilbaren und einheitlichen „ungarischen Nation“ ausgegangen, unabhängig von der Nationalität. Das Nationalitätengesetz sicherte den nationalen Gruppen dennoch gewisse nationale und sprachliche Rechte zu, welche in der Praxis vielfach nicht eingelöst wurden. Vgl. hierzu P. Staudinger, Die slawischen Minderheiten in Österreich-Ungarn und im Russischen Reich. Sprachensituation und Sprachenpolitik im Vergleich, Salzburg 2003, besonders S. 72-75. Der homogenisierenden Magyarisierung „von oben“ wurden allerdings vielfach Grenzen „von unten“ gesetzt. Vgl. hierzu z. B. J. von Puttkamer, Alltägliche Inszenierungen. Kirchliche und nationale Schulfeste in Ungarn 1867–1914, in: Nationalisierung der Religion und Sakralisierung der Nation im östlichen Europa, hrsg. von M. Schulze Wessel, Stuttgart 2006 (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropas, 27), S. 141-152.

Die Instrumentalisierung von Alterität zur Legitimierung „abgestufter Berechtigungen“ ist auch auf anderen Gebieten zu vermerken: Zu nennen ist hier beispielsweise das cisleithanische Wahlgesetz von 1906. Robert A. Kann hat bereits 1962 darauf hingewiesen, dass das allgemeine, gleiche und direkte Männerwahlrecht „nur Gleichheit hinsichtlich der Stellung der Einzelstimmen innerhalb der Gruppe [schuf], nicht Gleichheit bei einer übernationalen Gesamtaufteilung der Stimmen“.⁴³ Kulturell als weiterentwickelt geltenden Nationalitäten wie den Deutschen oder den Polen wurde gemessen an ihrer Bevölkerungszahl ein zu hoher Anteil an den Vertretungskörpern zuerkannt. Die für koloniale Kontexte so entscheidende Kategorie eines antizipierten „minderen“ Zivilisationsgrades war hierfür ausschlaggebend.

Schließlich muss noch einmal auf die bereits eingangs angesprochenen Unterschiede zwischen Land- und Überseeimperien hingewiesen werden. Dominic Lieven hat darüber spekuliert, ob der Verzicht Österreich-Ungarns auf Überseekolonien nicht ein Fehler gewesen sei, hätte deren Existenz doch die auseinanderstrebenden Nationalitäten zumindest mittelfristig „in pride and self interest“ einigen können.⁴⁴ Tatsächlich hatte die Habsburgermonarchie durchaus sehr konkrete überseeische, letztlich aber insofern fruchtlose Ambitionen, als diese nicht im Aufbau eines Überseeimperiums mündeten. Von der historischen Forschung sind diese Aspekte bislang unzureichend berücksichtigt worden.⁴⁵ Auch der euphemistisch als „mexikanisches Abenteuer“ bezeichnete Versuch des Kaiserbruders Maximilian zur Errichtung eines Kaiserreichs in Mexiko zwischen 1864 und 1867 mit Hilfe des französischen Kaisers und mit Billigung der europäischen Großmächte könnte stärker als bisher als spezifische *mission civilisatrice* gefasst werden. Auch wenn der liberale Maximilian sich mit der Ausarbeitung einer Verfassung zur Beglückung der Untertanen seines neuen Kaiserreichs beschäftigte, so hatte das Unternehmen nicht nur durch die „offensichtliche Unterstützung des Papstes so etwas wie einen Kreuzzugscharakter zum Schutz der kirchlichen und religiösen Rechte“.⁴⁶ Der legitimen, autochthonen Regierung Juárez gegenüber vertrat der Kaiserbruder einen universalistischen Anspruch. Er war nicht der erste Habsburger, der den Traum eines wieder errichteten Weltreichs unter der Ägide der Dynastie träumte.

43 R. A. Kann, *Werden und Zerfall des Habsburgerreiches*, Graz u. a. 1962, S. 89.

44 Lieven, *Empire*, S. 161 (wie Anm. 9).

45 Die an der Universität Wien entstehende Dissertation Simon Loidls zum Thema „Kolonialdiskurse- und Aktivitäten in der Habsburgermonarchie“ wird vermutlich diese Forschungslücke schließen können. Vgl. auch J. Wagner, *Österreichische Kolonialversuche in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, phil. Diss. Wien 1955; W. Markov, *Die koloniale Versuchung. Österreichs zweite Ostindienkompanie*. Supplementa zu F. von Pollack-Parnau, in: *Österreich im Europa der Aufklärung. Kontinuität und Zäsur in Europa zur Zeit Maria-Theresias und Josephs II.* Internationales Symposium in Wien 20.-23. Oktober 1980, Bd. 1, Wien 1985, S. 593-603; F. Klein, *Weltpolitische Ambitionen Österreich-Ungarns vor 1914*, in: *Jahrbuch für Geschichte* 29 (1984), S. 263-290 sowie G. Schlag, *Koloniale Pläne Österreich-Ungarns in Ostafrika im 19. Jahrhundert*, in: *Abenteuer Ostafrika. Der Anteil Österreich-Ungarns an der Erforschung Ostafrikas*. Ausstellung in Schloß Halbturn, 11. Mai bis 28. Oktober 1988, Eisenstadt 1988, S. 171-186.

46 B. Hamann, *Maximilian*, in: *Die Habsburger. Ein biographisches Lexikon*, hrsg. von B. Hamann, Wien/München 2001, S. 372-375, hier S. 373.

Es gilt auch im Fall der Habsburgermonarchie, den Blick auf die facettenreichen Ausprägungen einer reklamierten westlich-europäischen Überlegenheit zu schärfen: So müsste etwa die „Frage nach der Partizipation Österreich(-Ungarn)s am ‚kollektiven Imperialismus‘, an der multilateralen Interessenabstimmung der europäischen Kolonialmächte“ stärker herausgearbeitet werden, wie Walter Sauer zu Recht gefordert hat.⁴⁷ Damit eng verbunden ist auch die Frage nach der Einbindung des Vielvölkerreichs in die Weltwirtschaft, also in Bezug auf ökonomische Gesichtspunkte des Phänomens des Imperialismus. Und diese war eindeutig gegeben: Der Wunsch nach einem stärkeren kolonialen Engagement war beispielsweise im Zusammenhang mit der bevorstehenden Eröffnung des Suez-Kanals von Triester Kauffleuten gegenüber der eher zögerlichen Wiener Zentrale formuliert worden.⁴⁸

Die wissenschaftliche Diskussion hat bekanntlich eine andere Richtung eingeschlagen: Nach dem Zerfall des Vielvölkerreichs und vor allen Dingen nach dem Scheitern aller großdeutschen Alternativen war die These eines „freiwilligen Verzichts“ aus moralischer Überlegenheit popularisiert und parallel dazu ein „Entdeckungsparadigma“ kreiert worden.⁴⁹ Der unbestritten bedeutende Anteil von Forschern aus der Habsburgermonarchie an der kartographischen und ethnographischen Erschließung nicht nur Afrikas wurde oft auf einen rein wissenschaftlichen Impetus reduziert. Anlässlich der 1988 gezeigten burgenländischen Landesausstellung „Abenteuer Ostafrika“ stellte der damalige Landeshauptmann Sipötz z. B. voller Stolz fest, dass „wagemutige [...] Österreicher [...] zu Unrecht im Schatten der englischen, französischen und deutschen Forschungsreisenden“ gestanden hätten.⁵⁰ Spätestens seit Theoriebildungen wie dem Saidschen Orientalismus, welcher in seiner unbedingten Schuldzuweisung an die Wissenschaft hinsichtlich der Mitverantwortung für das globale koloniale Projekt sicher diskussionswürdig ist, sind derlei Auffassungen revisionsbedürftig.

Zur Beantwortung der Frage nach dem Charakter der Habsburgermonarchie als Imperium reicht ein Blick auf die inneren Verhältnisse im Reich nicht aus. Die Pläne, Vorbereitungen und die – wenngleich auch gescheiterten – Versuche kolonialen Ausgreifens nach Übersee sind ebenso genauer zu beleuchten wie die Rezeption dieses Engagements im ‚Mutterland‘.⁵¹

47 W. Sauer, Schwarz-Gelb in Afrika. Habsburgermonarchie und koloniale Frage, in: K. u. k. kolonial. Habsburgermonarchie und europäische Herrschaft in Afrika, hrsg. von W. Sauer, Wien/Köln/Weimar 2002, S. 17-78, hier S. 18.

48 Vgl. hierzu Schlag, Koloniale Pläne (wie Anm. 45), S. 178-180.

49 Sauer, Jenseits der „Entdeckungsgeschichte“. Forschungsergebnisse und Perspektiven, in: Ders., K. u. k. kolonial (wie Anm. 47), S. 7-17, hier S. 7.

50 Landeshauptmann Sipötz, Vorwort, in: Abenteuer Ostafrika (wie Anm. 45), S. 1.

51 Sauer, Schwarz-Gelb (wie Anm. 47), S. 17, nennt mindestens fünf dieser kolonialen Projekte: Suqutra (1857/58), Nikobaren (1858), Salomonen (1895/96), Westsahara (1899) sowie Südostanatolien (1913). Darüber hinaus bezeichnet er noch die als ökonomische Infiltration zu deutenden Handelsstationen an der Küste des heutigen Moçambiques (1777-1781) und auf den Nikobaren sowie die Okkupation eines Gebiets im chinesischen Tientsin durch die österreich-ungarische Armee zwischen 1901 und 1914 als koloniales Engagement.

IV. Das Russländische Reich

Die Frage nach dem Imperiumscharakter des Russländischen Reiches und damit vor allem nach einer definitorisch klaren Abgrenzung von Nationalstaat und Imperium findet im russischen Fall einen besonders spannenden Untersuchungsgegenstand. Bis ans Ende des Zarenreiches beschäftigte die Frage die Gemüter, ob die Grenzen des Reiches mit denen eines russischen Nationalstaates zusammenfielen oder zusammenfallen sollten und ob sich damit die Unterscheidung in imperiale Metropole und Peripherie erübrige. Die Gegenposition zur Wahrnehmung Russlands als Einheits- bzw. im ausgehenden 19. Jahrhundert als Nationalstaat erklärte die Russen zum Titularvolk, das von seinem angestammten Gebiet aus über ein Imperium mit äußerst heterogenen Peripherien herrschte.⁵² Das Problem des Verhältnisses von Staat, Nation und Imperium blieb über die Jahrhunderte hinweg ungelöst und lädt der Russländischen Föderation bekanntermaßen bis heute eine große Bürde auf.

Einen wesentlichen Anteil an diesem ungeklärten Verhältnis hatte die über Jahrhunderte hinweg kontinuierliche Expansion des Moskauer Staates und des späteren Petersburger Reiches. Die allmähliche Ausdehnung führte bei großen Teilen der russischen Gesellschaft gerade im Rückblick zu dem Eindruck, es habe sich bei der Expansion des Vielvölkerstaates um einen organischen Prozess gehandelt, der nicht durch bewusste Politik, sondern durch die allmähliche Siedlungsbewegung russischer Bauern stattgefunden habe. In diesem Sinne formulierte Vasilij Osipovič Ključevskij, russischer Historiker des 19. Jahrhunderts, dass die Geschichte Russlands „die Geschichte eines Landes (sei), das kolonisiert wird [...]. In steigender oder sinkender Kurve setzt sich diese uranfängliche Bewegung bis in die Gegenwart hinein fort.“⁵³

Tatsächlich fehlten im Süden und Osten klare Staatsstrukturen, von denen aus vehementer Widerstand gegen die russische Expansion hätte organisiert werden können. Auch fehlten die natürlichen Grenzen, welche die eroberten Gebiete vom Kernland unterschieden.⁵⁴ Das wenig besiedelte Land schien brach zu liegen und den russischen Staat bzw. russische Bauern zur Urbarmachung geradezu einzuladen. Nicht nur Gelehrte wie Ključevskij, Afanasij Ščapov, Matvej Kuz'mic Ljubavskij und Georgij Vladimirovič Vernadskij untermauerten wissenschaftlich diese These, die an Richard Seeleys legendäre Worte erinnert, wonach das British Empire „in a fit of absence of mind“ entstanden sei.⁵⁵ Noch bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts wirkte in der Forschungsliteratur

52 M. Bassin, *Geographies of Imperial Identity*, in: *The Cambridge History of Russia*. Bd. II: *Imperial Russia, 1689–1917*, hrsg. von D. Lieven, Cambridge 2006, S. 45–66; V. Tolz, *Russia. Inventing the Nation*, London/New York 2001, bes. Kap. 5; A. Miller, *The Empire and the Nation in the Imagination of Russian Nationalism (Notes on the Margins of an Article by A.N. Pypin)*, in: *Imperial Rule*, hrsg. von A. Miller/A. J. Rieber, Budapest 2004, S. 9–26.

53 W. Ključevskij (in russ. Transliteration: V. Ključevskij) *Geschichte Russlands*. Bd. 1–4, Stuttgart/Berlin 1925 ff., hier Bd. 1, S. 20 (russ. Original von 1904). Zur Ignorierung des imperialen Aspekts bei Ključevskij: R. Byrnes, *Ključevskii on the Multi-National Russian State*, in: *Russian History* 13 (1986), S. 313–330.

54 Zur Geopolitik der Expansion vgl. J. LeDonne, *The Russian Empire and The World, 1700–1917. The Geopolitics of Expansion and Containment*, New York 1997.

55 J. R. Seeley, *The Expansion of England*, Boston 1883, S. 10.

meist mit Blick auf die Inkorporation Sibiriens und der kasachischen Steppe das Bild einer nicht bewusst gesteuerten Politik der imperialen Zentrale; von einem russischen Kolonialreich oder von imperialen Verhältnissen wurde dementsprechend wenig gesprochen. Die jüngere Forschung hat diesen Eindruck nicht nur als Mythos entlarvt, sondern die imperiale Dimension überhaupt ins Zentrum gerückt.⁵⁶ Die Gedankenwelt der Eroberer und Kolonisierer zeigt, dass es sich beispielsweise bei der im 18. Jahrhundert erfolgten russischen Expansion in die südlichen Steppengebiete um die gezielte Projektion und Konsolidierung imperialer Macht gehandelt hat.⁵⁷ Zwar erklärte die russische Seite die eroberten Regionen bis Mitte des 19. Jahrhunderts nie zu einer „Kolonie“. Auch konnten viele „Kolonisierte“ ihre Sprache und ihre Religion behalten. Doch ließen die Eingriffe in die Selbstorganisation und das Wirtschaftsleben der Nomaden schon im 18. Jahrhundert keinen Zweifel am imperialen Charakter des Kolonisationsprozesses. Gleichzeitig ist es allzu verständlich, dass die Ausdehnung des Reiches nach Süden auch von Zeitgenossen eher unter dem Aspekt einer landwirtschaftlichen und demographischen Expansion betrachtet wurde. Zum einen machten Bauern den größten Anteil der Kolonisten aus (und dies ohne das Bewusstsein, mit ihrer Besiedlung ein fremdes Territorium für den russischen Staat in Besitz zu nehmen). Zum anderen ging es auch den führenden Staatsdienern in der Zentrale und in den Provinzen um die militärische Sicherheit, die Zentralisierung sowie die administrative Integration neu erworbener Gebiete in das Reich und nicht um die Beibehaltung territorial vom imperialen Kernland separierter und ausbeutbarer Peripherien.⁵⁸ Wenn aber die russische Politik bei ihrer Expansion in die Steppe vorrangig nach dem Muster von Staatsbildung und Integration vorging, stellt sich erneut die Frage, was dann noch das russländische Imperium von einem russischen Nationalstaat unterschied.⁵⁹ Durch das Fehlen natürlicher Grenzen zwischen der imperialen Metropole und etwaigen kolonialen Peripherien rückt der Aspekt in den Vordergrund, wie das Verhältnis zwischen russischer Titularnation und russländischem Imperium von den Zeitgenossen wahrgenommen wurde, inwieweit die Begegnungen mit den fremden Ethnien dazu führten, dass imperiale Akteure – allen voran die Reichsregierungen selbst – klare Grenzen zwischen sich und „den Anderen“ zogen und artikulierten.⁶⁰

56 Vgl. den Überblick zur Imperiumsforschung der letzten Jahrzehnte zum Russländischen Reich R. Vulpius, *Das Imperium als Thema der Russischen Geschichte. Tendenzen und Perspektiven der jüngeren Forschung*, in: *Zeitenblicke* 6 (2007), Nr. 2 [24.12.2007], URL: http://www.zeitenblicke.de/2007/2/vulpius/index_html.

57 W. Sunderland, *Taming the Wild Field: Colonization and Empire on the Russian Steppe*, Ithaca/New York 2004; M. Khodarkovsky, *Russia's Steppe Frontier: The Making of a Colonial Empire, 1500–1800*, Bloomington, Ind. 2002.

58 Sunderland, *Taming the Wild Field* (wie Anm. 57), bes. S. 223–228; daneben Ders.: *Empire without Imperialism? Ambiguities of Colonization in Tsarist Russia*, in: *Ab Imperio* 2 (2003), S. 101–114.

59 Zur Anwendung der Osterhammelschen Kriterien, welche Unterschiede in den Rhetoriken von Imperien und Nationalstaaten auszumachen sind, vgl. mit Blick auf das Russländische Reich Vulpius, *Das Imperium als Thema* (wie Anm. 56); J. Osterhammel *Expansion und Imperium*, in: *Historische Anstöße. Festschrift für Wolfgang Reinhard zum 65. Geburtstag am 10. April 2002*, hrsg. von Peter Burschel u. a., Berlin 2002, S. 371–392, hier S. 382–384.

60 Zum Konzept der Begegnung Shingo Shimada, *Identitätskonstruktion und Übersetzung*, in: *Identitäten*, hrsg. von A. Assmann und Heidrun Friese, Frankfurt a. M. 1998 (Erinnerung, Geschichte, Identität, 3), S. 138–165; in

An dieser Stelle wird der Erkenntnisgewinn deutlich, den neuere kulturgeschichtliche Ansätze für die Imperiumsforschung einbringen können. Wie moderne Nationen sind auch moderne Imperien kulturelle Konstrukte und schaffen imperiale Identitäten. Daher sollten die subjektive Wahrnehmung, also das Bild von sich in der Differenz zu „den Anderen“, sowie der Wunsch, diese Differenz zu überwinden, als entscheidende Komponenten zur Definition moderner Imperien herangezogen werden. Wendet man diese Überlegungen auf das Russländische Reich an, so ist die Zäsur für die Selbstwahrnehmung der staatlichen Eliten als Herrscher über ein Imperium weder mit dem Entstehen eines Vielvölkerreiches im 16. Jahrhundert noch mit der Bildung von Herrschaftskolonien in Mittelasien im 19. Jahrhundert anzusetzen, sondern in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.⁶¹ Dabei kann als Begründung nicht ausreichen, auf die Annahme des Imperator-Titels 1721 durch Zar Peter I. zu verweisen. Im Folgenden soll vielmehr gezeigt werden, dass sich ein Wandel im Selbstverständnis russländischer Eliten vollzog, der zu einem grundlegend neuen Bewusstsein führte, zum Entstehen einer russischen Zivilisierungsmission. Als imperiale Periode im modernen Sinne sollte in der russischen Geschichte demnach erst die Zeit ab dem frühen 18. Jahrhundert bezeichnet werden. Auf den ersten Blick spricht manches gegen diese Zäsur. Die Kontinuitäten zwischen dem 17. und dem 18. Jahrhundert sind frappierend. Russland setzte auch im 18. Jahrhundert im Süden und Osten die „Sammlung der Länder der Goldenen Horde“ fort, und das Grundmuster der Expansion und der Politik gegenüber der Peripherie aus der frühen Zeit blieb erhalten: Absoluten Vorrang hatte die Sicherung der neu erworbenen Gebiete, der wirtschaftliche Profit spielte eine wichtige, wenn auch nachgeordnete Rolle. Die Herrschaftssicherung ging mit einer Respektierung des politischen Status quo einher, die administrative und rechtliche Ordnung in den eroberten Gebieten wurde zunächst nicht angetastet.⁶²

Ein genauerer Blick auf den Umgang mit den unterworfenen Völkern offenbart jedoch gravierende Unterschiede vor und nach der petrinischen Epoche. Seit der denkwürdigen Expedition des Kosaken Jermak um 1580 drangen Kosaken im Auftrag und mit Hilfe des russischen Zaren fast zweihundert Jahre lang in die Weiten Sibiriens vor, ohne die

demselben Band auch K.-H. Kohn, Ethnizität und Tradition aus ethnologischer Sicht, S. 269-287. Daneben U. Bitterli, *Die ‚Wilden‘ und die ‚Zivilisierten‘. Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnung*, München 1991.

- 61 Herrschaftskolonien (oder auch „Beherrschungskolonien“) sind von Stützpunkt- und Siedlungskolonien zu unterscheiden. Wie die Bezeichnung „Siedlungskolonie“ schon nahe legt, lassen sich in diesem Fall Vertreter der Titularnation in den inkorporierten Gebieten selbst nieder und missachten durch ihre Siedlung und Lebensform Rechte und Interessen der Einheimischen. Im Falle von Herrschaftskolonien erfolgt keine Besiedlung durch Vertreter der Titularnation, sondern das Land dient entweder der strategischen Absicherung imperialer Politik oder/und der wirtschaftlichen Ausbeutung. Stützpunktkolonien sind das Resultat von Flottenaktionen. Vgl. Osterhammel, *Kolonialismus* (wie Anm. 4), S. 17-18.
- 62 Hierzu ist nach wie vor die beste Überblicksdarstellung A. Kappeler, *Russland als Vielvölkerreich. Entstehung – Geschichte – Zerfall*, München 2001 (1992); ein knapper Überblick zur Formierungsphase des Vielvölkerreiches bis zum 18. Jahrhundert bietet Ders., *Formirovanie Rossijskoj imperii v XV – načale XVIII veka: nasledstvo Rusi, Vizantii i Ordy*, hrsg. von A. I. Miller, *Rossijskaja Imperija v Sravnitel'noj Perspektive*. Sbornik Statej, Moskva 2004, S. 94-112.

neu entdeckten Lebenswelten umzubenennen, zu zerstören oder in den Alltag der Menschen einzugreifen. Die Einheimischen wurden *nicht* als Wilde, Barbaren oder Heiden bezeichnet. Von ihnen wurde auch nichts anderes erwartet, als dass sie Ausländer (*inozemy*) blieben, ihre Götter, ihre Sprachen und ihre Namen behielten und dem Zaren Tribut zahlten. Auch in den Steppengebieten sah es nicht wesentlich anders aus. Zwar entwickelte die Regierung für die islamische Bevölkerung allmählich Anreize, um sie zur Konversion zum Christentum zu veranlassen. Aber erst unter Zar Fedor Alekseevič in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gingen diese Anreize in Drohungen über. Ein Erlass aus dem Jahr 1681 drohte muslimischen Dienstleuten mit russischen Bauern auf ihren Gütern mit der Enteignung ihrer Ländereien, wenn sie nicht zum Christentum konvertierten. Dieser Erlass wurde ein Jahr lang umgesetzt, dann nahm ihn die Regentin Sofija wieder zurück. Hier und da gab es also erste Vorzeichen eines Wandels. Erst unter Peter I. (1682/89–1725), Anna (1730–1740) und Elisabeth (1741–1761) kam es jedoch zu nachhaltigen Interventionen und Gewaltmaßnahmen, die in der bis dahin erfolgten russischen Expansionspolitik ihresgleichen suchten.

So befahl Peter nur wenige Jahre nach seinem berühmten Toleranzmanifest von 1702, das sich nur auf Christen bezogen hatte, dem sibirischen Metropoliten, „falsche Götteridole aufzufinden, zu verbrennen und zu zerhacken, heidnische Tempel zu zerstören und statt dessen Kapellen aufzubauen und Heilige Ikonen aufzustellen.“⁶³ Einheimische, die sich diesen Maßnahmen widersetzen, seien mit dem Tod zu bestrafen. Es blieb nicht nur bei Ankündigungen: Zwang und Gewalt, blutige Konversionsversuche, die unter den beiden folgenden Zarrinnen noch verstärkt wurden, bestimmten das Bild in Sibirien.⁶⁴ In den südlichen Steppengebieten, wo Nogaj-Tataren, Kalmyken und Kasachen den staatlich gesetzten Anreizen zur Konversion widerstanden, ging die russische Regierung noch bis Ende des 17. Jahrhunderts auf Forderungen diverser Stammesführer ein: Sie gab getaufte Geiseln der Einheimischen nicht nur wieder an die nicht-russischen Stämme zurück, sondern zahlte für die zuvor in russischer Geiselschaft erfolgten Zwangstaufern sogar noch eine Entschädigungssumme. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts wendete sich das Blatt: Konvertierte Geiseln wurden nicht mehr zurückgegeben, denn – so die Begründung – dies sei „gegen die christlichen Gesetze“. Die Geiseln wurden in russische Siedlungsgebiete oder sogar in eigens errichtete Städte für frisch Konvertierte deportiert, um sie vor möglichen Rückholaktionen der eigenen Stammesgenossen zu schützen.⁶⁵

Die Beispiele aus Sibirien und den Steppengebieten geben Zeugnis von den Veränderungen. Weitere, vertiefende Untersuchungen der Quellen sind notwendig, um offen

63 Pamjatniki Sibirskoj Istorii XVIII veka [Denkmäler der sibirischen Geschichte des 18. Jh.], Bd. 1, Nr. 96 (vom 7.6.1710).

64 J. Glazik, Die russisch-orthodoxe Heidenmission seit Peter dem Grossen, Münster 1954; Yu. Slezkine, Savage Christians or Unorthodox Russians? The Missionary Dilemma in Siberia, in: Between Heaven and Hell: The Myth of Siberian in Russian Culture, hrsg. von Galya Diment/Yuri Slezkine, New York 1993, S. 15-31.

65 M. Khodarkovsky, The Conversion of Non-Christians in Early Modern Russia, in: Of Religion and Empire. Missions, Conversion, and Tolerance in Tsarist Russia, hrsg. von R. P. Geraci/M. Khodarkovsky, Ithaca/London 2001, S. 115-143.

zu legen, welche Dimension der Umbruch hatte und in welcher Form er von einem begrifflichen Wandel begleitet wurde.⁶⁶ Die Veränderungen sowohl in Sprache als auch in den Vorgehensweisen gegenüber nicht-russischen Ethnien seit Peter I. deuten darauf hin, dass der primäre Grund für das Verhalten des russischen Staates und seiner Beamten nicht bloß in einem Wandel der Methoden bestand, sondern darin, dass sich vor dem Hintergrund der Frühaufklärung und der Idee eines systematisierten, regulierten und nivellierten absolutistischen Staates eine grundlegend neue Denkweise herausgebildet hatte.⁶⁷ Der Wille, in das Wertesystem und in die Kultur der eroberten fremden Völker einzugreifen und sie dauerhaft zu verändern, war nicht schon vorhanden und etwa nur aufgrund eigener militärischer Schwäche nicht zu realisieren gewesen. Das interventio-nistische, transformative Kulturverständnis war etwas Neues, wenn es auch Tendenzen bündelte, die sich in den anderthalb Jahrhunderten zuvor und besonders in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts allmählich abgezeichnet hatten.

Die Herausbildung des neuen Selbstverständnisses bedarf noch eingehender Untersuchungen. An dieser Stelle seien daher nur Hypothesen benannt. So kann das veränderte Bewusstsein als Folge zweier Entwicklungen angesehen werden: Zum einen führte die Einverleibung der Hetmanats-Ukraine Mitte des 17. Jahrhunderts dazu, dass das Moskauer Reich erstmals in direkte Nachbarschaft zum Osmanischen Reich geriet. Es folgten die zahllosen „Türkenkriege“, und es ist zu vermuten, dass sie eine anti-islamische Grundstimmung aufkommen und die bis dato neue Bereitschaft wachsen ließen, „die Anderen“ notfalls auch gewaltsam zu bekehren. Dies würde erklären, dass es Ende des 17. Jahrhunderts nach mehr als einem Jahrhundert des friedlichen Zusammenlebens im Moskauer Reich „plötzlich“ zum bereits erwähnten Erlass kam, die Güter von muslimischen Grundbesitzern zu konfiszieren, sofern diese nicht bereit waren, sich taufen zu lassen. Zum anderen kam es infolge der Inkorporation der östlich vom Dnjepr liegenden Ukraine sowie der petrinischen Westorientierung in einem vorher nicht gekannten Ausmaß zum Transfer westlichen Gedankenguts nach Russland. Dieser Transfer – so die Vermutung – trug maßgeblich zum Entstehen einer russischen Zivilisierungsmission im frühen 18. Jahrhundert im Sinne der Definition von Jürgen Osterhammel bei.⁶⁸

Die neue Imperialkultur teilte zwar nur ein kleiner Teil der Bevölkerung mit dem Zaren und der herrschenden Elite. Aber letztere bildete die entscheidende Schicht, die die Rahmenbedingungen für das Leben der nicht-russischen Untertanen setzte. Allerdings spielten auch Teile der Eliten indigener Völker eine tragende Rolle. Sie wurden mit dem

66 Dies ist Teil des aktuellen Projektes von Ricarda Vulpius, das sich mit dem Entstehen eines imperialen Selbstverständnisses und einer Zivilisierungsmission bei den russländischen Eliten im 18. Jahrhundert befasst. Siehe R. Vulpius, *The Russian Empire's Civilizing Mission in the Eighteenth Century in Comparative Perspective*, in: *Asiatic Russia: Imperial Power in Regional and International Contexts*, hrsg. von Kimitaka Macuzato und Tomohiko Uyama, Sapporo (erscheint 2008).

67 Vgl. auch A. Kappeler, *Russlands erste Nationalitäten. Das Zarenreich und die Völker der Mittleren Wolga vom 16. bis 19. Jahrhundert*. Köln u. a. 1982.

68 J. Osterhammel, „The Great Work of Uplifting Mankind“. Zivilisierungsmission und Moderne, in: *Zivilisierungsmissionen. Imperiale Weltverbesserung seit dem 18. Jahrhundert*, hrsg. von B. Barth und J. Osterhammel, Konstanz 2005, S. 363-426, bes. S. 365 f.

Bemühen umworben, gegen die Gewährung von Privilegien in den Dienst des Zaren bzw. des russischen Staates zu treten. Häufig gelang der Seitenwechsel noch innerhalb einer Generation. Insofern bezieht sich der Begriff der „imperialen Elite“ hier auf all jene, die das Imperium repräsentierten und in seinen Diensten standen. Das reichte vom Minister in Sankt Petersburg über den Befehlshaber der imperialen Truppen in Warschau und den Gouverneur in Orenburg bis hin zum Geographen auf Erkundungsreise im Fernen Osten. Der Begriff der „imperialen Elite“ sollte auch jene in Wissenschaft und Publizistik mit einschließen, die über das Imperium als Imperium schrieben und sich mit diesem identifizierten.

Auch wenn Peter I. aus einer Mischung religiösen Eifers und frühauflärerischen Denkens wesentlich zum Entstehen einer russischen Zivilisierungsmission beigetragen hat, bildete sie sich vollends erst unter den Zarrinnen Anna und Elisabeth aus.⁶⁹ Unter ihnen lassen sich noch deutlicher als unter Peter I. alle Implikate ablesen, die eine Zivilisierungsmission ausmachen – die Eigendefinition von Zivilisation, das Kriterium der Differenz und das Konzept zur Bekehrung. Neben der Bedeutung, die der Transfer westlichen Gedankenguts für die Entstehung der russischen Zivilisierungsmission hatte, spielte nun auch die Wahrnehmung imperialer Konkurrenz eine bedeutende Rolle. Schon ein Zeitgenosse Peters I., Ivan Posoškov, warnte davor, die „Heiden“ im Fernen Osten der katholischen Mission der Jesuiten zu überlassen.⁷⁰

Die Regierungszeit Katharinas II. bildete für die Ausgestaltung der russischen Zivilisierungsmission zweifellos eine Zäsur. So drang die Zarin unter dem Einfluss der Spätaufklärung darauf, die Aggressivität der Missionierung erheblich zu verringern und die Kampagnen für Sesshaftigkeit milder zu gestalten. Dieser Wandel in der Integrationspolitik erfolgte auch deshalb, weil die vorherige Politik die Herrschaftsstrukturen bereits in einem bedrohlichen Ausmaß destabilisiert hatte. Die Veränderung der Integrationsmethoden bedeutete jedoch nicht eine Rückbildung des imperialen Bewusstseins oder eine grundsätzliche Zäsur im imperialen Selbstverständnis. Die Wende zum interventionistischen, transformativen Kulturverständnis war vollzogen und nicht mehr zurückzunehmen. Zwar behielt die russische Reichsregierung ihre traditionelle Politik des toleranten Pragmatismus gegenüber solchen Untertanen bei, von denen sie glaubte, mehr von ihnen lernen als ihnen vermitteln zu können. Auf diese Weise erklärt sich etwa die bis ins späte 19. Jahrhundert fortgesetzte weitgehende Toleranz gegenüber den Deutschbalten. Doch blieb das Superioritätsgefühl gegenüber den Völkern im Süden und im Osten des Reiches bestehen, und es erfolgten auch unter Katharina II. Angriffe auf die Sozial- und Wertesysteme derjenigen Nicht-Russen, gegenüber denen sich die Russen auf einer höheren Zivilisationsstufe sahen. Der Drang zur Mission betraf nun weniger die Religion als vielmehr Fragen der Lebensweise und hier weiterhin besonders die Sesshaftigkeit.

69 J. Glazik, Die russisch-orthodoxe Heidenmission seit Peter dem Grossen, Münster 1954; Ders. Die Islammission der russisch-orthodoxen Kirche: Eine missionsgeschichtliche Untersuchung nach russischen Quellen und Darstellungen, Münster 1959.

70 I. T. Posoškov, Zaveščanie otečeskoe. Sočinenie Ivana Posoškova [Väterliches Vermächtnis. Ein Aufsatz von Ivan Posoškov], Moskva 1893, S. 327 und S. 343.

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts nahm die Zivilisierungsmission eine andere Form an, verschwand indes nicht von der Agenda. Das Russländische Reich geriet zunehmend in den Sog der sich nationalisierenden Imperien, und die Herausforderung durch die Nationsbildungen führte auch zu einem Erstarren der russischen Nationalbewegung. In ihr dominierten jedoch weniger ethnisch-ausgrenzende als vielmehr imperial-inklusive Denkmuster. Rassische Kategorien spielten im Vergleich zu westeuropäischen Kolonialreichen eine geringere Rolle. Unabhängig von der Einschätzung, ob sich die einverleibten Völker aus Sicht der imperialen Eliten auf einer niederen oder höheren Zivilisationsstufe befanden, setzten die Zaren nun zunehmend auf die Assimilierungskraft, die von den „inneren“, russisch geprägten Gouvernements auf die heterogenen Randgebiete des Imperiums ausgehen sollte.

Über die Frage, wie diese Assimilation erfolgen solle bzw. inwieweit ihr nachzuhelfen sei, herrschten freilich höchst unterschiedliche Vorstellungen. Phasen des Pragmatismus und der auf staatliche Unifizierung bedachten administrativen Russifizierung wechselten sich mit Phasen der Repression und der kulturellen Russifizierung ab, je nachdem für welche Region sich welche Auffassung in der Zarenregierung durchsetzen konnte.⁷¹ Bis zum Zusammenbruch des Zarenreiches von 1917 und insbesondere nach der demütigenden Begegnung mit den siegreichen europäischen Mächten im Krimkrieg sowie nach dem polnischen Aufstand von 1863 nahm die systematische Russifizierung zwar zu, doch wurde sie bis kurz vor Reichsende nicht flächendeckend umgesetzt.⁷² Die Revolution von 1905, die viele Ethnien und Nationalitäten nutzten, um ihrem Unmut Luft zu machen, offenbarte das labile Verhältnis zwischen einem sich nationalisierenden Imperium und den sich emanzipierenden Nationalitäten. Gleichwohl waren es in erster Linie soziale Probleme, die im Februar 1917 zum Kollaps des Ancien régime und in seiner Folge zum Zusammenbruch des Imperiums führten. Nationale Forderungen wurden mit sozialen Themen verbunden, gewannen aber nicht die Oberhand. Der Zerfall des Russländischen Reiches von 1917 erfolgte nicht zwangsläufig; er war eine Folge der Zarenpolitik, die in den letzten Jahren ihres Bestehens die imperiale Strategie zusehends aus den Augen verlor, eine Folge der Kriegsergebnisse sowie schließlich des Unvermögens der Provisorischen Regierung, an die Stelle der alten eine neue Ordnung mit integrierender Wirkung zu setzen.⁷³

71 Zum Begriff der Russifizierung und seinen Schattierungen R. Vulpius Nationalisierung der Religion. Russifizierungspolitik und ukrainische Nationsbildung, 1860–1920, Wiesbaden 2005, S. 26–30.

72 Zur Nationalisierung des Imperiums während des Ersten Weltkriegs: E. Lohr Nationalizing the Russian Empire. The Campaign against Enemy Aliens during World War I, Cambridge/MA 2003.

73 Zur Diskussion um Anspruch, Realität und Potential einer russländischen Staatsbürgerschaft gegen Ende des Zarenreiches vgl. die Beiträge in Kritika 7 (2006) H. 2 u. 3, besonders E. Lohr, The Ideal Citizen and Real Subject in Late Imperial Russia, S. 173–194 und J. Burbank, An Imperial Rights Regime: Law and Citizenship in the Russian Empire, S. 397–432.

V. Die Sowjetunion

Im Kontext der vergleichenden Imperiumsforchung erscheint die Sowjetunion zunächst als Anachronismus. Während andere Imperien wie die Habsburgermonarchie 1918 oder das British Empire bald nach 1945 zerfielen, bestand sie bis 1991 fort. Die Sowjetunion war ein modernes Imperium des kurzen 20. Jahrhunderts, und noch dazu ein „rotes Imperium“. Und gerade als solches kann sie als recht erfolgreich gelten, wenn wir sie nicht vom Ende ihres Bestehens her betrachten, sondern unter dem Blickwinkel ihrer Beharrungskraft und der auf das Imperium bezogenen Identitäten.⁷⁴ Während der gesamten Dauer ihres Bestehens war die Sowjetunion von einem spannungsvollen Verhältnis zwischen Nation(en) und Imperium gekennzeichnet. Darin dem Zarenreich ähnlich, gewannen in der Sowjetunion vor allem die Nationsbildungsprozesse nicht nur der Russen, sondern vor allem der Nichtrussen eine prägende Eigendynamik. Das sozialistische Imperium war ein „Empire of Nations“.⁷⁵ Gleichzeitig brachte es, vor dem Hintergrund von Massengesellschaft und Massenmedien, supranationale bzw. supraethnische Identitäten hervor, die nicht mehr nur auf Eliten beschränkt, sondern für einen großen Teil der Bevölkerung von Bedeutung waren. Letzteres wird vor dem Hintergrund der heute meist in nationalen Bahnen verlaufenden Geschichtsschreibung der einzelnen Nachfolgestaaten der Sowjetunion leicht vergessen.

Die Sowjetunion als Imperium zu bezeichnen und zu verstehen, war und ist sowohl in der deutsch- als auch in der englischsprachigen Forschung durchaus üblich, wenn es auch, vor allem bis zum Zerfall der Sowjetunion, immer umstritten war.⁷⁶ Nach der oben genannten Definition von Imperium wäre die Sowjetunion, streng genommen, keines. Denn sie vertrat und betrieb durchaus sowohl eine gesellschaftliche und politische Homogenisierung, und zwar in Form des Kommunismus, als auch die Idee allgemeiner Staatsbürgerschaft, hier der Sowjetbürger. Wie im Folgenden deutlich werden wird, ist es aber dennoch sinnvoll, sie als Imperium zu untersuchen, auch wenn sie wohl einen eigenen, noch zu benennenden Typus darstellt. Was die Perspektive des Kolonialismus betrifft, so ist diese am ehesten auf Zentralasien anzuwenden.⁷⁷

74 Neben der Sowjetunion selbst, einem Staat mit formal föderaler Struktur, ist auch der gesamte „Ostblock“ als sowjetisches Imperium verstanden worden, jüngst etwa von S. Plaggenborg, *Experiment Moderne. Der sowjetische Weg*, Frankfurt a. M./New York 2006, S. 245-321.

75 F. Hirsch, *Empire of Nations. Ethnographic Knowledge and the Making of the Soviet Union*, Ithaca/London 2005.

76 Andreas Kappeler und mit ihm einige andere vermeiden diese Bezeichnung jedoch bewusst und sprechen vom „Vielvölkerreich“ – zum einen als Ausdruck ihres Forschungsinteresses, zum anderen aber in Abgrenzung von der von Kappeler kritisierten pauschalen Übertragung der Begriffe Imperialismus und Kolonialismus auf das Russische Reich und die Sowjetunion. Kappeler, *Rußland als Vielvölkerreich* (wie Anm. 62), S. 14. Tatsächlich sind vor allem nordamerikanische Studien nicht selten mit den Attributen „imperial“ und „colonial“ schnell bei der Hand, ohne dass jeweils klar würde, was genau gemeint ist und ohne dass sie voneinander abgegrenzt würden.

77 Zum Beispiel: U. Hofmeister, *Kolonialmacht Sowjetunion. Ein Rückblick auf den Fall Uzbekistan*, in: *Osteuropa* 56 (2006), Nr. 3, S. 69-93; P. A. Michaels, *Curative Powers: Medicine and Empire in Stalin's Central Asia*, Pittsburgh 2003. Heute steht die Erforschung des Kolonialismus im Zusammenhang mit einer kulturwissenschaftlich orientierten Betrachtung und einem Interesse für die zentralen Zivilisierungsstrategien und die auch gewalttätige

Die Bolschewiki erbten von ihren zarischen Vorgängern ein Territorialreich und den Anspruch, darüber zu herrschen. Während des Bürgerkrieges zeigte sich ihnen die Notwendigkeit einer auf Machtkonsolidierung ausgerichteten Nationalitätenpolitik, die Lenin und Stalin nach kurzer, intensiver Debatte durchsetzten.⁷⁸ Etabliert wurde nun das territoriale Prinzip der Definition von Nationalität, obwohl es an vielen Orten nicht der Bevölkerungsstruktur, die kaum ethnisch homogen war, entsprach. Die administrativ-territoriale Aufteilung des neu gegründeten Staates mit den Unionsrepubliken an der Spitze beinhaltete bereits eine Hierarchisierung der Nationalitäten. Das den nicht-russischen Einheiten in Aussicht gestellte Recht auf Sezession blieb Makulatur. Die Unionsrepubliken (mit Ausnahme der russischen) hatten zwar eigene Institutionen wie eine Kommunistische Partei und ein Oberstes Gericht, aber diese waren in der Praxis den zentralen immer untergeordnet.⁷⁹

Schon früh bildete sich ein bipolares Modell der sowjetischen zentralen Imperial- und Nationalitätenpolitik heraus. Auf der einen Seite bemühten die Kommunisten, vor allem in der Frühphase, eine erfolgreiche antikoloniale Rhetorik, die das Zarenreich diskreditierte. Dazu passte die seit den 1920er Jahren propagierte *korenizacija*, die Politik der „Einwurzelung“, die Einheimische der verschiedenen Unionsrepubliken und der anderen territorialen Einheiten in Partei- und Staatsämter hievte unter der Annahme, so würden diese die Inhalte zentraler Politik an die Peripherien transportieren. Die *korenizacija* bestand zudem aus einer liberalen Sprach- und Kulturpolitik. Letztlich war sie auf die Schaffung und Förderung von Nationen gerichtet, die man als notwendiges und im Zuge der allgemeinen Entwicklung sich selbst überwindendes Stadium ansah. Die berühmte Formel der Nationalitätenpolitik „national in der Form, sozialistisch im Inhalt“ bedeutete, dass das Nationale quasi als Behälter verstanden wurde, der beliebig mit Inhalt gefüllt werden konnte. Auf der anderen Seite standen das Ziel eines (künftigen) Internationalismus, der keine Nationalitäten kannte, sowie ein sowjetischer, allerdings russisch dominierter Patriotismus, der langfristig aufgebaut werden sollte. Diese Bipolarität kam in den viel zitierten, von den sowjetischen Herrschenden verwendeten Begriffen *sljanie* (Verschmelzung) und *razcvet* (Aufblühen) zum Ausdruck. Während mit dem ersten die Verschmelzung der Nationalitäten zu einem einzigen sowjetischen Volk gemeint war, bedeutete der zweite im Gegenteil das Aufblühen der Nationalkulturen. Beide Begriffe und die dahinter stehenden Konzepte waren in der zentralen Politik

„Begegnung“ zwischen Vertretern des Zentrums und der Bevölkerung vor Ort. Während des Kalten Krieges war die Kolonialismusdebatte dagegen mit aktuellen politischen Inhalten im Rahmen der Ost-West-Konfrontation aufgeladen. Als Beispiel für letzteres siehe die Diskussion verschiedener Autoren unter dem Titel „Soviet Colonialism: Does it Exist?“ in: *Problems of Communism* 13 (1964), H. 1, S. 1-24.

78 Yu. Slezkine, *The USSR as a Communal Apartment, or How a Socialist State Promoted Ethnic Particularism*, in: *Slavic Review* 53 (1994) 2, S. 414-452; J. Baberowski, *Der Feind ist überall. Stalinismus im Kaukasus*, München 2003, S. 184-214. Während Slezkine deren konzeptuelle Vorläufer herausarbeitet, betont Baberowski die machtpolitische Bedeutung der Debatte unter den Bolschewiki.

79 Zu den Volkskommissariaten bzw. Ministerien vgl. U. Halbach, *Nationalitätenfrage und Nationalitätenpolitik*, in: *Handbuch der Geschichte Russlands*, hrsg. von S. Plaggenborg, Bd. 5/II: 1945-1991. Vom Ende des Zweiten Weltkriegs bis zum Zusammenbruch der Sowjetunion, Stuttgart 2003, S. 659-786, hier S. 660.

immer in wechselnder Gewichtung präsent und wurden auch umgesetzt, allerdings nicht immer mit dem gewünschten Ergebnis.⁸⁰

Ein in den letzten Jahren erarbeitetes Bild der frühen Sowjetunion ist differenzierter als das bisherige und betont eher die Kontinuitäten in der ambivalenten Nationalitätenpolitik als den Gegensatz zwischen den „liberalen“ 1920er und den „repressiven“, russifizierenden 1930er Jahren. Zwar wird wie bisher nicht verkannt, dass die Russen unter Stalin in den 1930er Jahren zum herausragenden, führenden Volk stilisiert wurden, die neu geschaffenen Schriftsprachen der Peripherie vom Lateinischen, dem „Alphabet der Weltrevolution“, auf das Kyrillische umgestellt oder Russisch 1938 als obligatorisches Schulfach für alle eingeführt wurde.⁸¹ Es wird aber nun zugleich gesehen, dass ethnisches Bewusstsein durch den Terror und durch Stalins Politik eher bestärkt wurde. 1950 festigte Stalin die ethnische Identität auch ideologisch-theoretisch.⁸² Sowjetische Politik schuf ideale Bedingungen für die Ausprägung von Nationalbewusstsein. In den seit Anfang der 1930er Jahre ausgestellten sowjetischen Pässen war unbedingt und eindeutig eine „Nationalität“ vermerkt. Die Nationalitäten wiederum wurden an die nun endgültige Gestalt annehmenden Grenzen der territorialen Verwaltungseinheiten gebunden.

Eine Bevölkerungspolitik und geheimpolizeiliche Aktionen, die wissenschaftliche Begründungen suchten, bereinigten die ethnische Landkarte der Sowjetunion und machten sie übersichtlicher, indem sie die Anzahl der geförderten Minderheiten reduzierten und unter ihnen eine Hierarchie festlegten.⁸³ Dafür förderte man die nun etablierten Nationalitäten, allen voran die dominierenden der nicht-russischen Unionsrepubliken, in ihrer Ausstattung mit eigener Kultur und entsprechenden Institutionen, beispielsweise mit jeweils einer eigenen Akademie der Wissenschaften.⁸⁴ Zwar verzeichneten die 1930er Jahre zum Teil eine Abkehr von der Indigenisierungspolitik, was die Kader betrifft. Doch konnten die Erfolge jeder nationalen Kultur weiterhin herausgestellt werden, solange dem „großen Bruder“ Russland nur genug gedankt und er genügend bewundert

80 Dabei ist für die 1960er und 1970er Jahre umstritten, inwieweit die „Verschmelzung“ von höchster Stelle propagiert wurde. Sicher ist, dass seit etwa Mitte der 1960er Jahre das Konzept der „Annäherung“ (sblizenie) in den Vordergrund rückte, das als ausgleichende Mitte zwischen den beiden anderen Polen gelten kann. H. Carrère d'Encausse, Risse im Roten Imperium. Das Nationalitätenproblem in der Sowjetunion, Wien u. a. 1979, S. 132 f.; G. Simon Nationalismus und Nationalitätenpolitik in der Sowjetunion. Von der totalitären Diktatur zur nachstalinischen Gesellschaft, Baden-Baden 1986, S. 356-369; Halbach, Nationalitätenfrage (wie Anm. 79), S. 664.

81 Ein Standardwerk, das 1991 auch ins Englische übersetzt wurde, ist nach wie vor: Simon, Nationalismus (wie Anm. 80), hier S. 171-179.

82 Hintergrund war die Verurteilung des sowjetischen Sprachwissenschaftlers N. Ja. Marr. Slezkine, The USSR (wie Anm. 78), S. 449.

83 Zur Rolle der Ethnographie in diesem Prozess siehe: Hirsch, Empire of Nations (wie Anm. 75). Bereits im Zarenreich hatte die Ethnographie dazu beigetragen, komplexe ethnische und soziale Identitäten für die Bevölkerungspolitik zuzuschneiden. Siehe etwa D. Brower, Islam and Ethnicity: Russian Colonial Policy in Turkestan, in: Russia's Orient. Imperial Borderlands and Peoples, 1700-1917, hrsg. von Dems./E. J. Lazzerini, Bloomington, Indiana 1997, S. 115-135. Zu den Kontinuitäten zwischen Zarenreich und Sowjetunion in Bezug auf das wissenschaftlich untermauerte Gestalten der ethnischen Landkarte durch den Staat, u. a. durch Deportationen, siehe auch P. Holquist, To Count, to Extract, and to Exterminate. Population Statistics and Population Politics in Late Imperial and Soviet Russia, in: A State of Nations. Empire and Nation-Making in the Age of Lenin and Stalin, hrsg. von R. Grigor Suny/T. Martin, Oxford u. a. 2001, S. 111-144.

84 Vgl. Slezkine, The USSR (wie Anm. 78), S. 443-448.

wurde. Die *korenizacija* war nicht, wie häufig angenommen, in den 1930er Jahren abgeschlossen, sondern wirkte als Konzept sowie als konkrete Personal-, Sprach- und Kulturpolitik bis in die Spätphase der Sowjetunion hinein.

Die Kommunisten erben nicht nur das imperiale Territorium und den Herrschaftsanspruch. Sie folgten den zarischen Eliten auch als Träger einer Zivilisierungsmission nach. Diese beinhaltete aufklärerische Werte wie Säkularisierung, Rationalisierung und einen sesshaften Lebenswandel und äußerte sich in vielerlei Maßnahmen, die von der gewaltsamen Sesshaftmachung von Nomaden über den Auf- und Ausbau eines säkularen, umfassenden Bildungssystems für alle anerkannten Nationalitäten bis zur forcierten „Emanzipation“ von Frauen in muslimischen Gesellschaften reichten.⁸⁵ Ähnlich wie im Zarenreich bestand dabei ein West-Ost-Gefälle bei der Sicht Moskaus auf die Peripherien, die sich mit der Annexion der westlichen Gebiete infolge des Hitler-Stalin-Paktes und des Zweiten Weltkrieges noch veränderte. Seit den 1920er Jahren war die Entwicklungsdichotomie zwischen westlichen und östlichen Nationalitäten in der Regimepolitik festgeschrieben und spürbar. Die große Mehrheit der Nationalitäten, darunter Usbeken, Tadschiken und Aserbaidzhaner, galt als „kulturell rückständig“, und nur die Russen, Ukrainer, Georgier, Armenier, Juden und Deutsche als „fortschrittlich“.⁸⁶ Im Zentrum der Vielvölkerfamilie, als die die Bevölkerung der Sowjetunion gern präsentiert wurde, standen zivilisatorisch zweifellos die Russen. Die „hohe russische Kultur“ sollte für alle der Maßstab und das Leitbild sein. Die Betrachtung ethnischer Kulturen bewegte sich zwischen den Polen „Rückständigkeit“ und „Kultiviertheit“.⁸⁷

Auf personell-machtpolitischer Ebene wird für die Nachkriegszeit eine Dominanz nicht nur der Russen, sondern generell der Slaven deutlich. Das gilt etwa für das Sekretariat und das Politbüro der Kommunistischen Partei auf Allunions-Ebene sowie für die Generalität.⁸⁸ Nach dem Sturz Chrusčëvs wurde in den Unionsrepubliken den ersten Parteisekretären, in der Regel Vertreter der Titulnationen, jeweils ein zweiter, slavischer, zur Seite gestellt.⁸⁹ Damit sollte unter anderem dem Aufkommen nationaler Bestrebungen innerhalb der Partei vorgebeugt werden. So weitgehend die liberale Haltung der *korenizacija* phasenweise auch die Sprach- und Kulturpolitik dominieren mochte, so strikt

85 Für die frühe Sowjetunion sind die Entschleierungskampagnen recht gut untersucht. Siehe u. a.: D. Northrop, *Veiled Empire. Gender and Power in Stalinist Central Asia*, Cornell 2004. Zur Bildung: Simon Nationalismus (wie Anm. 80), S. 65-77, 299-309; R. Karklins *Ethnic Politics and Access to Higher Education. The Soviet Case*, in: *Comparative Politics* XVI (1984), S. 277-294; J. Pennar / I. I. Bakalo / G. Z. Bereday, *Modernization and Diversity in Soviet Education: With Special Reference to Nationality Groups*, New York u. a. 1971. Zur Sesshaftmachung: Simon, *Nationalismus* (wie Anm. 80), S. 125-129; M. B. Olcott, *The Collectivization Drive in Kazakhstan*, in: *Russian Review* XL (1981), S. 122-142.

86 So jedenfalls in der Vorkriegszeit: T. Martin, *The Affirmative Action Empire. Nations and Nationalism in the Soviet Union, 1923-1939*, Ithaca/London 2001, S. 23f. Für die spätere Sowjetunion ist dieses Phänomen, soweit ich sehe, noch nicht thematisiert worden.

87 Am Beispiel der kleinen Völker des Hohen Nordens: Yu. Slezkine, *Arctic Mirrors. Russia and the Small Peoples of the North*, Ithaca/London 1994, hier S. 387.

88 Vgl. zur sowjetischen Generalität: Carrère d'Encausse, *Risse* (wie Anm. 80), S. 172.

89 Damit verbunden war die Aufteilung in die vor allem repräsentative und integrative Funktion des Ersten und die vor allem kontrollierende und die Kaderpolitik leitende Funktion des Zweiten Sekretärs. Ebd., S. 154-165.

wurden offensichtliche oder vermeintliche nationale politische Bestrebungen der Kommunisten allerorten unterbunden. Nach den „Säuberungen“ und Morden an Nationalkommunisten in der Ukraine, in Armenien, Kasachstan und in vielen anderen Republiken in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre fielen auch nach Stalins Tod immer wieder Parteiführer mit nationalen Bestrebungen in Ungnade und wurden abgesetzt.⁹⁰ Unter den Ukrainern wie unter Litauern, Georgiern oder Krimtataren sind seit den 1960er Jahren zudem nationale Dissidenten inner- und außerhalb der Partei auszumachen. Sie verbanden die allgemeine intellektuelle Abweichung von der offiziellen Politik, häufig im Rahmen eines sozialistischen Gedankengebäudes, mit nationalen Aspirationen. Auch die Russen entwickelten seit den 1960er Jahren einen neuen Nationalismus, der sich in diversen Strömungen manifestierte. Teilweise war dieser mit dem Nationalismus der Nicht-Russen durchaus vergleichbar und thematisierte die Kosten der Sowjetisierung und forcierten Modernisierung wie Umweltzerstörung oder den Verfall nationalen Kulturguts.⁹¹

Die Langzeitwirkungen der *korenizacija* und das vom Regime geförderte *nation-building* entwickelten für das Imperium eine gefährliche Eigendynamik. Dies zeigte sich deutlich und für die sowjetische Führung erkennbar in der starken Position der verschiedenen Sprachen, und das entgegen aller Bemühungen, das Russische, das die *lingua franca* werden sollte, als Zweitsprache zu etablieren.⁹² Die einheimische Muttersprache war zentral für die sich ausbildenden nationalen Identitäten.⁹³ Aufkommendes oder sich verstärkendes Nationalbewusstsein bezog sich meist auf das Territorium, das innerhalb der Sowjetunion zur Verfügung stand, häufig auf die jeweilige Unionsrepublik.

Die auf Konsolidierung setzende Kaderpolitik Brežnevs erlaubte, dass sich langfristige Herrschaften Einheimischer in den Republiken mit den sie umgebenden Patronage- und Klientelbeziehungen etablierten. In Zentralasien und den transkaukasischen Republiken trug das zur Existenz „mafiaartige(r) Netzwerke“ im Parteiapparat bei.⁹⁴ Mit einem gewissen politischen Spielraum im Inneren der Republik und der offiziellen Ehrerbietung gegenüber Moskau konnten hier nationale bzw. partikulare Interessen formuliert und vertreten werden. Neue Intelligenzschichten waren Träger eines Nationalismus, der vielfältige Ausdrucksformen hatte und dessen politische Ziele „in erster Linie auf

90 Der Ukraine kommt eine Sonderrolle unter den nichtrussischen Nationalitäten zu. Zu deren Charakterisierung: Ebd., S. 232. Vgl. auch A. Kappeler, *Kleine Geschichte der Ukraine*, München 1994, S. 236, sowie Martin, *Affirmative Action Empire* (wie Anm. 86), S. 24.

91 Mit weiteren Literaturangaben zum russischen Nationalismus: Halbach, *Nationalitätenfrage* (wie Anm. 79), S. 700-704. Siehe generell auch: Simon, *Nationalismus* (wie Anm. 80), S. 395-419.

92 Simon zweifelt das Ziel der Zweisprachigkeit an: Simon, *Nationalismus* (wie Anm. 80), S. 381 f. Zu den ambivalenten politischen Signalen, die im Stalinismus vom Regime in der Frage des Russischunterrichts ausgingen: P. A. Blitstein, *Nation-Building or Russification? Obligatory Russian Instruction in the Soviet Non-Russian School, 1938-1953*, in: *A State of Nations. Empire and Nation-Making in the Age of Lenin and Stalin*, hrsg. von R. G. Suny / T. Martin, Oxford 2001, S. 253-274.

93 Inklusive Quellenkritik an den Angaben der Volkszählungen siehe: Halbach, *Nationalitätenfrage* (wie Anm. 79), S. 680 f.

94 Ebd., S. 697.

Partizipation und nicht auf Separation gerichtet“ waren.⁹⁵ Die Rolle der einheimischen Eliten ist aus Sicht der allgemeinen Kolonialismus- und Imperiumsforschung, die sich für Mittlerschichten interessiert, höchst interessant, dabei schwierig zu beurteilen und ambivalent. Parteifunktionäre vertraten einerseits die zentrale Politik vor Ort und waren in der Parteidisziplin gefangen. Andererseits sah die Bevölkerung sie häufig als Vertreter nationaler bzw. lokaler Interessen. Tatsächlich versuchten sie gegenüber dem Zentrum, für ihre Republik oder ihr Gebiet möglichst viel „herauszuholen“ – ob dies allerdings im Sinne nationaler Interessen oder der eigenen Bereicherung oder Machtsicherung geschah, bleibt vielfach offen.⁹⁶ Die Rolle wissenschaftlicher Eliten ist noch kaum untersucht. Fest steht, dass die Macht Moskaus über die Republiken und die nicht-russische Bevölkerung schwand.

Es wäre leicht, eine stringente Geschichte vom Erstarken der nationalen Zentrifugalkräfte zu schreiben. Doch diese müsste außer Acht lassen, dass sich eine gesamtsojjetische Identität des Sowjetbürgers und Sowjetmenschen parallel zu den Nationalismen entwickelte. Diese supranationale Identität war nicht nur von oben verordnet, sondern tatsächlich auch im Bewusstsein vieler Menschen verankert. Jedenfalls gab es darauf einige Hinweise, die weiterer Erforschung harren und die im Folgenden, halb hypothetisch, aufgeführt werden sollen: Der Zweite Weltkrieg stärkte nicht nur im Allgemeinen die Legitimität des Regimes, das mit dem immer wieder aufwändig erinnerten Sieg seine Potenz unter Beweis gestellt hatte und die Sowjetunion zum Großmachtstatus geführt hatte. Er bot zudem positive Identifikationsmöglichkeiten für Russen wie Nicht-Russen und schuf eine neue sojjetische Bedeutungswelt.⁹⁷ Dabei half die zentrale Politik nach. In den 1970er Jahren unter Brežnev trieb man erheblichen Aufwand, um die russische Sprache sowie den sojjetischen Patriotismus zu stärken.⁹⁸ So wurden etwa Kriegshelden inszeniert, die sowohl einheimische als auch russische Züge trugen.⁹⁹

Weitere identitätsstiftende Leistungen der Sowjetunion waren technischer Art und konnten in der internationalen Systemkonkurrenz für Prestige sorgen, etwa die Rekord-

95 Vgl. Simon, Nationalismus (wie Anm. 80), S. 316-335, Zitat S. 323. Inwieweit auch partikulare, nicht-nationale Interessen vertreten und Identitäten ausgebildet wurden, wie etwa Stammeszugehörigkeiten, bleibt weitgehend zu untersuchen.

96 Teresa Rakowska-Harmstone sieht eine Allianz zwischen politischen Eliten und Nationalisten als Basis für die Festigung der nationalen Identität der Vielen. T. Rakowska-Harmstone, Nationalism and the Implosion of the Soviet Union, in: Canadian Review of Studies in Nationalism 27 (2000), Nr. 1-2, S. 65-80.

97 K. A. Collias, Making Soviet Citizens: Patriotic and Internationalist Education in the Formation of a Soviet State Identity, in: Soviet Nationality Policies. Ruling Ethnic Groups in the USSR, hrsg. von H. R. Huttenbach, London/New York 1990, S. 73-93, hier S. 80.

98 Zur Verbesserung des Russischunterrichts: Simon, Nationalismus (wie Anm. 80), S. 382-384; zum sojjetischen Patriotismus: Collias, Making Soviet Citizens (wie Anm. 97).

99 Collias, Making Soviet Citizens (wie Anm. 97), S. 82. In einer faszinierenden Studie hat Amir Weiner gezeigt, in welcher Weise der Krieg für die Bewohner der ukrainischen Region Vinnycja zum auch individuell-biographisch relevanten Triumph wurde und welchen integrativen Wert als Mythos für bislang von sojjetischer Politik ausgeschlossene Gruppen der Bevölkerung, vor allem die Bauern, er hatte. Andererseits versteht der Autor den Krieg auch als symbolischen Raum, der partikularistischen Identitäten den Weg ebnete. A. Weiner, Making Sense of War. The Second World War and the Fate of the Bolshevik Revolution, Princeton 2001.

streckenflüge der 1930er Jahre, später vor allem die Eroberung des Kosmos.¹⁰⁰ Aber auch die Größe und Vielfalt des Landes, das, wie häufig betont wurde, „ein Sechstel der Erde“ umfasse, also das Rekurrenieren auf ein traditionelles Territorialimperium, und die günstigen Reisemöglichkeiten quer durch das ganze Land mögen eine Rolle gespielt haben. Es scheint, dass nicht nur die bereits näher untersuchte Modernisierung (Bildung, Urbanisierung und Industrialisierung) in den nicht-russischen Teilen der Union insgesamt zu denjenigen Aspekten sowjetischer Herrschaft zählt, die sowohl von Nicht-Russen wie von der Historiographie positiv verbucht wurden. Auch die Moderne in einem „kulturelleren“ Sinne, die modernste Technik, gewaltige Großprojekte und europäische Zivilisation gebracht habe, gehörte zumindest in den südöstlichen Teilen der Union dazu. Die sozialistische Moderne rechtfertigte die Umgestaltung und Überwindung von (ethnischer) Tradition und legitimierte die imperiale Herrschaft.¹⁰¹

Nationale und gesamtsovetische Identität schlossen sich nicht aus, sondern sie entwickelten sich parallel zueinander und gleichzeitig. Es existierten also multiple Identitäten, wobei die lokale, ethnische, regionale und die Republikidentität in der Regimepolitik als Bausteine eines sowjetischen „all-inclusive patriotism“ erschienen. Der sozialistische Internationalismus trat als vermittelnde Instanz auf, indem er die Freundschaft der Völker als Rückgrat des sowjetischen Patriotismus betonte und bestimmte Äußerungen individuellen ethnischen Stolzes zuließ und kanalisierte.¹⁰² Laut Terry Martin nahm die staatlicherseits propagierte Völkerfreundschaft als „imagined community“ die Rolle ein, die im traditionellen Nationalstaat die dominante Nationalität spielt.¹⁰³

In einer in fünf Unionsrepubliken durchgeführten Umfrage aus der späten Brežnev-Zeit, die unter Gorbačev publiziert wurde, antwortete ein Großteil der russischen wie nicht-russischen Respondenten auf die Frage, ob sie als ihre Heimat (*rodina*) das Land als Ganzes, die Republik, in der man lebe, die Republik der eigenen Nationalität oder etwas anderes betrachteten, mit „die UdSSR *und* die Republik der eigenen Nationalität“.¹⁰⁴ Die Russen sahen sich dabei wohl am ehesten als „Sowjetmenschen“ oder „Sowjetbürger“, denn nicht nur war die russische Kultur mit der sowjetischen zu einem Gutteil deckungsgleich, auch war die RSFSR institutionell vielfach nicht von der Union abgesetzt.¹⁰⁵ Die Russen waren „the Soviet Union’s awkward nationality“ – zu bedeutend, um wie die anderen behandelt zu werden, und zu groß und gewichtig, um als Nationalität

100 Dabei könnten in der Forschung eingenommene Perspektiven von der frühen auch auf die spätere Sowjetzeit übertragen werden. S. W. Palmer, *Peasants into Pilots: Soviet Air-Mindedness as an Ideology of Dominance*, in: *Technology and Culture* 41 (2000), Nr. 1, S. 1–26; J. Bergman, Valerii Chkalov: *Soviet Pilot as New Soviet Man*, in: *Journal of Contemporary History* 33 (1998), Nr. 1, S. 135–152.

101 So eine These des laufenden Forschungsprojektes von Julia Obertreis zu Bewässerungssystemen und Landwirtschaft in Turkmenistan und Usbekistan. Siehe zu ersten Ergebnissen: J. Obertreis, *Infrastrukturen im Sozialismus. Das Beispiel der Bewässerungssysteme im sowjetischen Zentralasien*, in: *Saeculum. Jahrbuch für Universalgeschichte* 58/1 (2007), S. 151–182.

102 Collias, *Making Soviet Citizens* (wie Anm. 97), S. 79, 85.

103 Martin, *Affirmative Action Empire* (wie Anm. 86), S. 461.

104 Collias, *Making Soviet Citizens* (wie Anm. 97), S. 87. Hervorhebung von den Autorinnen.

105 Halbach, *Nationalitätenfrage* (wie Anm. 79), S. 699 f.

ignoriert zu werden.¹⁰⁶ Während der gesamten Sowjetzeit blieb diese „russische Frage“ ungelöst.¹⁰⁷

Eine Sonderidentität stellt die muslimische dar, die in der Forschung geradezu als Gegenidentität zum Sowjetmenschen gesehen worden ist.¹⁰⁸ Ihre Stärke konnte umso integrierender für die Sowjetunion wirken, als sie Muslime verschiedener Regionen und Republiken verband.¹⁰⁹ Das Beibehalten von Ritualen wie der Beschneidung von Jungen war eine Demonstration der Zugehörigkeit zu einer nicht-sowjetischen Gemeinschaft.¹¹⁰ Im Gegensatz zu christlich-nationalen Bewegungen, die sich – besonders deutlich in Litauen – in einem klaren Gegensatz und Widerstand zum sowjetischen Regime begriffen, betrieben Muslime jedoch eine „Politik der Teilnahme“ statt der Verweigerung und integrierten sich, jedenfalls in den 1970er Jahren, aktiv in die Partei- und Staatsstrukturen.¹¹¹ Wurde dies seinerzeit als bedrohliche „Risse im Roten Imperium“ gesehen, so kann es heute auch als Stärke des Imperiums gelten, den Islam, allerdings unter Aufgabe politisch-ideologischer Ansprüche, integriert zu haben.

Die 1970er Jahre sind mit Blick auf die Nationalitätenproblematik sowie auf die Entwicklung der Sowjetunion generell als ein entscheidender Zeitraum anzusehen: Die traditionelle technische Moderne stieß an ihre Grenzen und die Ermüdungserscheinungen des Systems zeigten sich allenthalben. Angesichts eines allgemein sinkenden Wirtschaftswachstums und nachdem die Politik der Angleichung der Lebensstandards in den Republiken (*vyravnivanie*) zu Beginn dieses Jahrzehnts aufgegeben worden war, machte sich auf allen Seiten, auch bei den Russen, ein Gefühl der Benachteiligung im Wirtschaftssystem breit.¹¹² Die Kritik an Missständen und Modernisierungskosten, ob bezogen auf ökologische Probleme oder auf wirtschaftliche, äußerte sich im nationalen Rahmen. Die Herausbildung nationaler Diskursräume führte jedoch noch nicht zwangsläufig zu Separationsbestrebungen. Diese entwickelten sich erst relativ spät, ab Mitte der 1980er Jahre und dann auch nicht in allen Gebieten. Aus dem muslimischen Zentralasien sind bis zum Ende der 1980er Jahre sogar gar keine nennenswerten Unabhängigkeitsbestrebungen bekannt, und die dortigen Republiken bekamen die Unabhängigkeit durch die Dynamik in den westlichen Teilen der Union fast aufgezwungen.

106 Martin, *Affirmative Action Empire* (wie Anm. 86), S. 395.

107 Zur Formierung der russischen Nationalität im sowjetischen Kontext in den 1930er Jahren: Ebd., S. 394-431. Eine soziologische Sicht auf die Unterschiede der Identitäten bei Russen und Nichtrussen vom Ende der sowjetischen Ära: J. Lewada, *Die Sowjetmenschen 1989–1991. Soziogramm eines Zerfalls*, Berlin 1992 (Moskva 1991), S. 154-179.

108 Carrère d'Encausse, *Risse* (wie Anm. 80), S. 280; vgl. Halbach, *Nationalitätenfrage* (wie Anm. 79), S. 770; vgl. auch Gerhard Simon Einleitung, in: *Die Muslime in der Sowjetunion und in Jugoslawien. Identität – Politik – Widerstand*, hrsg. von A. Kappeler, G. Simon und G. Brunner, Köln 1989, S. 7-15, besonders S. 8.

109 A. Bennigsen / M. Broxup, *The Islamic Threat to the Soviet Union*, London 1983.

110 Das formulierten schon sowjetische Soziologen und in den späten 1970er Jahren westliche Forschung. Siehe Carrère d'Encausse, *Risse* (wie Anm. 80), S. 271. So auch neuere kulturwissenschaftlich inspirierte Forschung; am Beispiel des Tschadors, der angesichts der gewalttätigen Transformationskampagne zu einem Nationalsymbol wurde: Baberowski, *Der Feind* (wie Anm. 78), S. 633-662.

111 Zur muslimischen Bevölkerung vgl. Carrère d'Encausse, *Risse* (wie Anm. 80), S. 256; zu Litauen: V. S. Vardys, *The Catholic Church, Dissent and Nationality in Soviet Lithuania*, New York 1978.

112 Halbach, *Nationalitätenfrage* (wie Anm. 79), S. 692.

Die Sowjetunion zerfiel schließlich entlang der in ihrer Frühzeit etablierten Grenzen der Unionsrepubliken. Das Ende des Imperiums ist jedoch weniger auf wachsende nationale Bestrebungen oder auf den Widerspruch zwischen den verschiedenen, oben beschriebenen Identitäten zurückzuführen als auf den wirtschaftlichen Niedergang und die außenpolitische Aufweichung der klaren Fronten. Noch während Gorbatschows Perestrojka bewegte sich nationales Begehren gedanklich häufig im Rahmen des sowjetischen Gefüges und die Auflösung der Sowjetunion wurde nicht gefordert. Doch die nationale Sprache war die einzige, die noch zur Verfügung stand, als die Sowjetunion am Ende war. Die „nationalen Formen“ waren inzwischen mit Inhalt gefüllt, und als der Vielvölker-Sozialismus ausfiel, erwiesen sie sich als konkurrenzlose Bezugspunkte.¹¹³

VI. Schlussbemerkung

Die *tour de force* durch den Dschungel der Imperiumsforschung der hier zu betrachtenden Großreiche schließt mit einem Überblick über mögliche Themen, welche als gewinnbringende Ebenen für zukünftige Imperiumsvergleiche geeignet erscheinen. Auf zumindest einigen Feldern liegen bereits Einzelergebnisse vor, welche Grundlagen für weitere komparatistische Studien bieten. Es sind dies:

1. Imperiale Selbstdarstellung¹¹⁴
2. Zivilisierungsmission und Kolonialismus¹¹⁵

113 Überblickswerke vermeiden häufig eine Gewichtung der verschiedenen Faktoren, die zum Zerfall der Sowjetunion führten und reihen sie nur auf, während Literatur zur Nationalitätenfrage derselben zum Teil einen zu hohen Stellenwert einräumt, z. B.: G. Simon, Die Nationalbewegungen und das Ende des Sowjetsystems, in: Osteuropa 41 (1991), Nr. 8, S. 774-790. Ich folge hier in etwa einer bei Hildermeier angedeuteten Sicht, die von Slezkine zugespielt wird: M. Hildermeier, Die Sowjetunion 1917–1991, München 2001, S. 157; Slezkine, The USSR (wie Anm. 78), S. 451. Eine Kennerin der Problematik unterscheidet zwischen der „systemischen Krise“ und der „imperialen Krise“, die sich gegenseitig verstärkten. Sie betont die Bereitstellung nationaler Strukturen, die den Ausbruch von Gewalt beim Zerfall der Sowjetunion verhindert hätten. Rakowska-Harmstone, Nationalism (wie Anm. 96), besonders S. 65, 76. Häufig werden die westlichen, christlichen Republiken als führend, die östlichen bzw. südöstlichen als hinterher hinkend beim Prozess der Ablösung von Moskau und der Ausbildung nationaler Bewegungen gesehen.

114 So Wortman, Scenarios; Bassin, Geographies (wie Anm. 52); C. Weiss, Wie Sibirien „unser“ wurde. Die Russische Geographische Gesellschaft und ihr Einfluss auf die Bilder und Vorstellungen von Sibirien im 19. Jahrhundert, Hamburg 2007.

115 Zusätzlich zu der bereits genannten Literatur U. Makdisi, Ottoman Orientalism, in: American Historical Review, 107 (2002) 6, S. 768-792; D. R. Brower / E. J. Lazzarini (Hrsg.), Russia's Orient. Imperial Borderlands and Peoples 1700–1917, Indianapolis 1997; D. Brower, Imperial Russia and its Orient. The Renown of Nikolai Przhevalsky, in: The Russian Review 53 (1994), S. 367-381; B. C. Fortna, The Imperial Classroom. Islam, the State, and Education in the Late Ottoman Empire, Oxford / New York 2002; J. Baberowski, Auf der Suche nach Eindeutigkeit: Kolonialismus und zivilisatorische Mission im Zarenreich und in der Sowjetunion, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 47 (1999), H. 4, S. 482-504.

3. Integration und Integrationsmethoden¹¹⁶4. Expansion und Erschließung.¹¹⁷

Andere Felder erscheinen demgegenüber eher unerforscht. Hierzu zählt die Kommunikation und Interaktion zwischen den „Unterdrückten“ auf der inner- und zwischenimperialen Ebene, welche erst ansatzweise ausgelotet wurden. Auch die in allen vier behandelten Imperien vor dem Ersten Weltkrieg entstandenen Bewegungen wie Pan-Germanismus, Pan-Türkismus etc. scheinen weiterer Forschungen zu bedürfen. Die Funktion von Gewalt sowohl als staatliche *potestas* als auch der nicht staatlich sanktionierten *violentia* bei der Bewahrung der Einheit bzw. der Generierung von separatistischen Tendenzen könnte ebenso fruchtbare Ergebnisse auf der vergleichenden Ebene hervorbringen wie die „mentalen“ Folgen der imperialen Vergangenheit in nachkolonialen Gesellschaften, sowohl aus der „Opfer“- als auch der „Täter“-Perspektive.¹¹⁸

Ein viel versprechendes Forschungsfeld bietet schließlich die „imperiale Verflechtungsgeschichte“. Gerade sie erscheint mit Blick auf alle hier behandelten Imperien besonders wichtig, steht doch zu fragen, inwieweit man sich an den scheinbar so viel erfolgreicherer Überseereichen des Westens maß oder ob sich diese nicht vielleicht zumindest partiell auch an den „Landtretern“ orientiert haben. Zeitgenössische Akteure unter den imperialen russländischen Eliten suchten jedenfalls selbst den Vergleich mit Herrschaftspraktiken und Erfahrungen anderer Imperien.¹¹⁹ Im Falle des Russländischen Reiches wird dies am „Gorčakov-Zirkular“ von 1864 deutlich, in dem der Außenminister sein Imperium in eine Reihe mit den so genannten zivilisierten Staaten stellte. Das Ausgreifen nach Mittelasien in der Konkurrenz zum *British Empire* wurde nicht nur aus strategischen Gründen gerechtfertigt, sondern auch Russlands Rolle als Zivilisationsbringer gegenüber den „halbwildern Nomadenstämmen“ deutlich hervorgehoben.¹²⁰ Wie aber sahen die Ergebnisse der Selbstwahrnehmung im interimperialen Vergleich aus? Anders ausgedrückt: Inwiefern machte sich eine Diskrepanz bemerkbar zwischen der vielfach ge-

116 D. Schorkowitz, Staat und Nationalitäten in Rußland. Der Integrationsprozeß der Burjaten und Kalmücken 1822-1925, Stuttgart 2001 (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa, 61); Ch. Noack, Muslimischer Nationalismus im Russischen Reich. Nationsbildung und Nationalbewegung bei Tataren und Baschkiren 1861-1917, Stuttgart 2000 (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa, 56); K. S. Jobst, Die Perle des Imperiums. Der russische Krim-Diskurs im Zarenreich, Konstanz 2007 (Historische Kulturwissenschaft, 11); Vulpius Nationalisierung (wie Anm. 71).

117 E.-M. Stolberg Die sibirische Frontier und das ostasiatisch-pazifische Umfeld 1890 bis 1930, Habilitationsschrift, Universität zu Köln; M. Mandelstamm Balzer, The Tenacity of Ethnicity. A Siberian Saga in Global Perspective, Princeton 1999.

118 Dies hat für das postkoloniale England unlängst P. Gilroy, After Empire. Melancholia or Convivial Culture, Oxford 2004 zum Thema gemacht. Zur türkischen Historiographie über das Osmanische Reich vgl. H. Berktaş, Der Aufstieg und die gegenwärtige Krise der nationalistischen Geschichtsschreibung in der Türkei, in: Periplus. Jahrbuch für außereuropäische Geschichte 1 (1991), S. 102-125, hier S. 103.

119 Zur russischen Weltumseglererei vgl. I. Vinkovetskij, Circumnavigation, Empire, Modernity, Race. The Impact of Round-The-World-Voyages on Russia's Imperial Consciousness, in: Ab Imperio 1-2 (2001), S. 191-210, der die imperiale Beziehungsgeschichte zum Thema macht.

120 So schon D. Geyer, Der russische Imperialismus. Studien über den Zusammenhang von innerer und auswärtiger Politik 1860-1914, Göttingen 1977, S. 71-82.

äußerten Empfindung einer Rückständigkeit in wirtschaftlich-technologischer Hinsicht einerseits und dem Gefühl von Überlegenheit in Fragen imperialer Herrschaftsmethoden und Expansion gegenüber den „modernen Imperien“ andererseits? Die Fragestellung, inwieweit Begegnungen, Interaktionen und Transfers zwischen den europäischen Imperien stattgefunden und das jeweilige imperiale Selbstverständnis beeinflusst, geformt oder verändert haben, bietet daher über den Vergleich hinaus bisher wenig bearbeitete Forschungsfelder.¹²¹ In diesem Sinne bleibt nur zu hoffen, dass eine über Fachgrenzen hinausgehende Imperiumsforschung die auch von der Forschung selbst konstruierten, überholten Ost-West-Gegensätze hinter sich lässt.

121 Die Konferenz zum Thema „Imperium inter pares. Reflections on Imperial Identity and Interimperial Transfers in the Russian Empire (1700–1917)“, die Martin Aust, Aleksej Miller und Ricarda Vulpius in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Historischen Institut Moskau im September 2008 durchführen, greift dieses Forschungsdesiderat auf.